

## Literaturberichte

**Niels Wiecker: Der iberische Atlantikhandel. Schiffsverkehr zwischen Spanien, Portugal und Iberoamerika, 1700–1800 (= Beiträge zur Europäischen Überseegeschichte 99), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012, 286 S., ISBN 978-3-515-10201-8**

Fernand Braudel bezeichnete in seinem 1979 erschienenen Werk *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle* die beiden Amerikas als „l'enjeu des enjeux“ – „den Spieleinsatz schlechthin“ – der europäischen Mächte.<sup>1</sup> Der Waren- und Menschentransport über den Atlantik zwischen Westeuropa und dem Großteils von Spanien und Portugal kontrollierten südlichen Teil des amerikanischen Doppelkontinents bildete einen wesentlichen Aspekt der sich globalisierenden Welt der Frühen Neuzeit. Allerdings sollte sowohl die Erschließung der riesigen Flächen als auch der Aufbau einer Exportwirtschaft längere Zeit in Anspruch nehmen. Zunächst bestand der Reichtum Amerikas in seinen Edelmetallen Silber (Spanisch-Amerika) und Gold, hinter denen alle anderen Waren (Holz, Farbstoffe) zunächst weit zurücklagen, bevor Produkte wie Zucker, Tabak, Kakao oder Kaffee eine bedeutendere Rolle im kolonialen Exporthandel spielten.<sup>2</sup> Es mag vielleicht überzogen sein, wenn Immanuel Wallerstein die Amerikas bereits im 16. Jahrhundert der „europäischen“ Weltwirtschaft zuordnet;<sup>3</sup> allgemein anerkannt ist, dass dies spätestens im 18. Jahrhundert der Fall war. „Um die Mitte des 18. Jahrhunderts befand sich der amerikanische Doppelkontinent im Besitz der europäischen Kolonialmächte und bildete einen integralen Bestandteil des transatlantischen Handels- und Wirtschaftssystems.“<sup>4</sup>

Entsprechend der globalen Bedeutung der amerikanisch-europäischen Güterströme – südamerikanisches Silber gelangte beispielsweise in erheblichem Umfang nach China – stehen diese seit längerem im Fokus der historischen Forschung. Konzentrierte sich die Geschichtsschreibung zum spanisch beherrschten Amerika zunächst auf das 16. und 17. Jahrhundert, konstatiert Niels Wiecker, dass „[d]er spanische Kolonialhandel im 18. Jahrhundert [...] mittlerweile von einer beträchtlichen Zahl von Historikern untersucht worden [ist], und es [...] sich hierbei wohl um einen

der am besten untersuchten Bereiche der frühneuzeitlichen Wirtschaftsgeschichte Spaniens überhaupt“ handelt (S. 12). Auch der Handel zwischen Lissabon und Brasilien im 18. Jahrhundert ist mittlerweile erforscht (S. 18f.). Angesichts der stereotypen Verweise in universitären Qualifikationsarbeiten auf Forschungslücken, die es zu schließen gelte, bzw. neue Perspektiven, die man einzunehmen gedenke, verwundern diese Resümees des Forschungsabrisses, der die gedruckte Dissertation Wieckers einleitet, auf den ersten Blick. Trotz der Dichte der Forschungen weist der Autor freilich auf bestehende Defizite hin: Dazu zählen die nationalstaatlichen Perspektiven der Untersuchungen, sodass „bis heute jegliche systematischen Vergleiche zwischen portugiesischem und spanischem Kolonialhandel“ fehlten (S. 19), ebenso wie die zunehmende Spezialisierung der Forschung auf bestimmte Zeiträume und Häfen, während der Atlantikhandel insgesamt kaum unter die Lupe genommen werde.

Bei Wiecker geht es in erster Linie nicht darum, auf Basis archivalischer Quellenbestände neue Details zum Atlantikhandel der iberischen Mächte zu ermitteln, sondern es stehen „auf Grundlage der“ – bereits existierenden – „quantifizierenden Studien die Schiffsbewegungen zwischen iberischen und iberoamerikanischen Häfen im Zentrum“ (S. 30). Methodisch wurde dieses Ziel naheliegender Weise mit Hilfe einer relationalen Datenbank umzusetzen versucht (vgl. S. 83–116), die – etwas zu – ausführlich erläutert wird, und in die vor allem die Daten aus edierten Schiffs-/Zollregistern aber auch anderen Quellen eingegeben wurden (vgl. S. 31). Anders als etwa bei den Online-Editionen der Schifffahrt durch den Sund zwischen Ost- und Nordsee oder auf der Donau<sup>5</sup> enthält die Datenbank jedoch keine Angaben zu den einzelnen, den Atlantik überquerenden Schiffen (vgl. S. 115). Wer sich also für die Akteure des lateinamerikanischen Atlantikhandels, für einzelne Schiffe und deren Fracht interessiert, dem wird die Studie nicht weiterhelfen (vgl. S. 109). Nach der Einleitung, einem Abriss der Kolonialpolitik Spaniens und Portugals im Zeitalter des Reformabsolutismus (S. 37–82) und den Ausführungen zur Datenbank bildet das IV. Kapitel zum „Schiffsverkehr der großen iberischen und iberoamerikanischen

Häfen“ das eigentliche Zentrum der Untersuchung (S. 117–238). Da das Werk wohl hauptsächlich von quantitativ interessierten HistorikerInnen herangezogen werden dürfte, seien die wichtigsten, in Tabellen- oder Diagrammform ermittelten Statistiken vor allem zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kurz genannt:

- Die wichtigsten europäischen Handelspartner Lissabons, 1796 (Tab. 3)
- Anteil brasilianischer Waren an portugiesischen Exporten, 1787–1800 (Tab. 4)
- Die wichtigsten Handelspartner Barcelonas, 1793 (Tab. 5)
- Rangfolge der importierten und exportierten Güter in Barcelona (Tab. 6)
- Im- und Exporte des Kolonialhandels in Cádiz (Tab. 7)
- Die wichtigsten europäischen Handelspartner Spaniens, 1792 und 1795 (Tab. 8)
- Konvoifahrten zwischen Cádiz und Veracruz (Tab. 9)
- Aus Hispanoamerika einlaufende Schiffe in Veracruz und Havanna, 1778–1786 (Tab. 10)
- Schiffsverkehr in Lissabon und Porto, 1700–1800 (Diagramm 1)
- Anteil Portugals an britischen Wein-Importen und regionale Herkunft der portugiesischen Weine, 1700–1770 (Diagramm 2)
- Aus Lissabon und Porto auslaufende Schiffe nach Brasilien, 1700–1800 (Diagramm 3)
- Aus Barcelona und Cádiz auslaufende Schiffe nach Amerika, 1756–1796 (Diagramm 4)
- Wert der Importe nach Cádiz und Barcelona, 1750–1796 (Diagramm 5)
- Wert der Importe aus Hispanoamerika nach Cádiz und in andere spanische Häfen, 1778–1796 (Diagramm 6)
- Aus Amerika ankommende Schiffe in Lissabon und Cádiz, 1712–1800 (Diagramm 7)
- Ankommende und abfahrende Schiffe aus/nach Brasilien in Funchal, 1727–1799 (Diagramm 8)
- Von den Kanaren nach Hispanoamerika abfahrende Schiffe, 1700–1796 (Diagramm 9)
- Aus Brasilien ankommende Schiffe in Lissabon, 1713–1800 (Diagramm 10)
- Goldabbau in Brasilien und ankommende Goldmenge in Lissabon, 1700–1799 (Diagramm 11)
- Aus Hispanoamerika ankommende Schiffe in Cádiz, 1717–1778 (Diagramm 12)
- In Veracruz ankommende Schiffe, 1728–1739 und 1778–1800 (Diagramm 13)
- Schiffsverkehr vom Río de la Plata nach Spanien, 1703–1796 (Diagramm 14)
- Ein- und auslaufende Schiffe in Havanna, 1776–1786 (Diagramm 15)
- Aus Venezuela ankommende Schiffe in Pasajes und Cádiz, 1740–1782 (Diagramm 16).

Punktuelle Zahlen werden besonders für die Zeit der Französischen Revolutionskriege genannt, deren Aussagekraft für die Entwicklung von Handelskonjunkturen naturgemäß gering sind, da sie etwa stark von kriegerischen Ereignissen abhingen (vgl. etwa Tab. 8, S. 147).

Insgesamt bietet das Werk damit eine Makrostrukturanalyse des „iberischen“ Atlantikhandels und informiert in deutscher Sprache über den Forschungsstand. Im Gegensatz zum Buchtitel kommt der Autor freilich zum Ergebnis, dass in dem von ihm untersuchten Raum zwar „verwandte Sprachen gesprochen [wurden], er [...] katholisch geprägt [war] und [...] eine ähnliche Rechtstradition und kulturelle Gemeinsamkeiten auf[wies]. Doch der Austausch von Waren, das zentrale Bindeglied zwischen den beiden Seiten des Atlantiks, war kein iberischer, sondern vielmehr jeweils ein portugiesischer und ein spanischer Handel.“ (S. 239) Zu unterstreichen ist jedenfalls das Resümee Wieckers, dass es wünschenswert wäre, genauere Daten über die Schiffs- und Warenbewegungen über den Atlantik zu ermitteln, wofür es allerdings „noch viel kleinteiliger Forschung bedürfe“ (S. 243). Solche Forschungen sind allerdings – wie die Erfahrung lehrt – zeit- und damit kostenintensiv. „[E]in elektronisches Gesamtverzeichnis des bekannten, weltweiten Schiffsverkehrs aufzubauen“ – wie dies Wiecker vorschlägt und für möglich hält – hat nur dann einen Sinn, wenn die bestehenden Lücken sukzessive durch Kärnerarbeit an den Akten geschlossen werden.

*Peter Rauscher (Wien)*

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Fernand Braudel: *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle*, tom. 3: *Le temps du monde*, Paris 1979; deutsch: *Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts*, Bd. 3: *Aufbruch zur Weltwirtschaft*, München 1986.
- <sup>2</sup> Renate Pieper: *Kolonialhandel und Weltmarktintegration*, in: Friedrich Edelmayer/Bernd Hausberger/Michael Weinzierl (Hg.): *Die beiden Amerikas*, Wien 1996, S. 141–157, hier S. 151; vgl. Bernd Hausberger: *Wirtschaft und Wirtschaftsräume*, in: Friedrich Edelmayer/Bernd Hausberger/Barbara Potthast (Hg.): *Lateinamerika 1492–1850/70*, Wien 2005, S. 171–193, hier S. 174f.
- <sup>3</sup> Immanuel Wallerstein: *Das moderne Weltssystem: Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1986 (Or. 1974), S. 449f.
- <sup>4</sup> Thomas Fröschl: *Die Neue Welt: Die beiden Amerika – Nordamerika*, in: Anette Völker-Rasor (Hg.): *Frühe*

Neuzeit, München 2000, S. 473–482, hier 473.

- 5 Soundtoll Registers Online: <http://www.soundtoll.nl/index.php/en> bzw. Der Donauhandel. Quellen zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts: <http://www.univie.ac.at/donauhandel>.

**Claudia Meckel: Kutschen, Schlitten, Sänften (= Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Bestandskatalog der Kunstsammlungen), Berlin: Akademie Verlag 2013, 458 S., ISBN 978-3-05-004064-6**

In den vergangenen Jahrzehnten erschienen mehrere Bestandskataloge und wissenschaftliche Überblickswerke zu Fahrzeugsammlungen deutscher Fürstenhäuser, etwa zu den erhaltenen Objekten der Hofmarställe von Regensburg, Hannover, Stuttgart, Coburg und Weimar.<sup>1</sup> Unter diesen Publikationen ragt der 2002 von Rudolf Wackernagel herausgegebene zweibändige Katalog der Münchner Fahrzeugsammlung in Schloss Nymphenburg hervor, der in Hinblick auf wissenschaftliche Qualität und Opulenz der Ausstattung auch im internationalen Vergleich neue Maßstäbe setzte.<sup>2</sup> Nun legt Claudia Meckel, Sammlungskustodin der „Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg“ (SPSG) in Potsdam, mit ihrem umfangreichen Bestandskatalog der in Stiftungsbesitz befindlichen Kutschen, Schlitten und Tragsessel einen weiteren Stein in das noch lückenhafte Mosaik von Katalogen höfischer Fuhrparks in Deutschland. Das vorliegende Werk ist das Resultat langjähriger Forschungen, die – im Unterschied zum Nymphenburg-Katalog, bei dem sich der Herausgeber auf ein Team von HistorikerInnen und KunsthistorikerInnen stützen konnte – von der Autorin ganz allein durchgeführt wurden.

Im einleitenden Beitrag (S. 1–22) widmet sich Meckel der Sammlungsgeschichte, die anschaulich nachvollziehen lässt, wie es dazu kam, dass vom einst so imposanten Berliner Hoffuhrpark nur wenige repräsentative Vehikel erhalten blieben. Im Vergleich zu anderen europäischen Höfen wurden in Berlin Marstallobjekte relativ früh in den Musealisierungsprozess einbezogen. Im Jahr 1867 wurden mehrere Schlitten, Gartenwagen und Phaetons, die mit Persönlichkeiten des Herrscherhauses in Zusammenhang standen, in das

Schloss Monbijou überstellt, wo sie 1868 im Rahmen einer temporären Ausstellung von der interessierten Öffentlichkeit in Augenschein genommen werden konnten. Seit 1878 waren die Fahrzeuge im neugegründeten Hohenzollern-Museum, das ebenfalls in Schloss Monbijou installiert wurde, dauerhaft zu sehen. Der Jahrhundertwechsel brachte einen Standortwechsel für die bereits musealisierten Objekte mit sich, denn im von 1896 bis 1901 errichteten Neuen Marstall in Berlin wurde auch Platz für ein eigenes Marstallmuseum geschaffen, das nun den bereits seit längerer Zeit aus dem Fuhrbetrieb ausgeschiedenen und bisher im Hohenzollern-Museum und in anderen königlichen Schlössern ausgestellten Fahrzeugen Platz bot. Gleichzeitig wurden im neuen Marstallmuseum in einer eigenen Gala-Wagenhalle hochrangige Fahrzeuge, die bis zum Ende der Monarchie noch fallweise in Verwendung standen, dem Publikum zur Schau gestellt. Das Ende des Ersten Weltkriegs und der Zusammenbruch der Monarchie stellte für den Berliner Hofmarstall eine epochale Zäsur dar. Mit Ausnahme der damals als historisch wertvoll erkannten Fahrzeuge wurden alle übrigen im Auktionsweg veräußert; einige Wagen wurden auch vom abgedankten Kaiser Wilhelm II. ins holländische Exil mitgenommen. Nur wenige von den damals ausgesonderten Equipagen haben sich bis heute in deutschen Privatsammlungen sowie im Nationalen Kutschenmuseum in Leek (NL) erhalten. Allein 15 Kutschen, zehn Schlitten, sechs Tragsessel, zwei Rollwagen sowie einige Geschirre und Reitzeuge wurden von den Vertretern der neugegründeten Republik als aufbewahrungswürdig eingestuft und seit 1927 im wiedereröffneten Hohenzollern-Museum in Schloss Monbijou präsentiert. Der Zweite Weltkrieg führte zu einer weiteren Dezimierung der Bestände. In der letzten Phase der kriegerischen Auseinandersetzungen und in den ersten Wochen nach Kriegsende wurden zahlreiche damals noch erhaltene Objekte des kaiserlichen Marstalls zerstört oder verschleppt und gelten seither als verschollen. So befinden sich heute in den Beständen der SPSG nur noch fünf Wagen, zwei Schlitten, fünf Tragsessel und Fragmente einiger weniger Geschirre des preußischen Herrscherhauses. Fast alle dieser erhalten gebliebenen Objekte stammen aus dem Zeitraum zwischen Ende des 17. und Ende des 18. Jahrhunderts. Mehrere von ihnen weisen bis heute sichtbare Kriegsspuren auf. Seit 2006 sind einige Fahrzeuge und Tragevehikel aus dem Fuhrpark der Hohenzollern in der Remise von Schloss Paretz

ausgestellt. Ergänzt werden sie von einigen wenigen Dauerleihgaben und späteren Erwerbungen, die ebenfalls Eingang in den Bestandskatalog fanden.

Der an den einleitenden Beitrag anschließende Katalogteil (S. 25–295) weist zwei Hauptabteilungen auf. Im ersten Teil (S. 27–230) werden die erhaltenen Objekte behandelt, während der zweite Teil (S. 231–295) einen Verlustkatalog umfasst. Beide Teile sind nach Vehikelsparten (Kutschen, Schlitten, Sänften – also Tragsessel, denn Maultier- bzw. Pferdesänften haben sich nicht erhalten – und Geschirre samt Reitzuge) in Unterkapitel gegliedert, denen im Teil der erhaltenen Objekte jeweils ein einführender Essay vorangestellt ist. Am ausführlichsten ist dabei die Einleitung zu den Kutschen (S. 29–101) ausgefallen. Darin wird die Geschichte des Wagenbaus und der Verwendung von Kutschen zur Herrschaftsrepräsentation vom 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts nachgezeichnet, wobei die Autorin den Schwerpunkt auf die Entwicklungen am preußischen Hof legt. Sie behandelt darin auch die beiden Karossen-Coupés, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Berlin hergestellt wurden, als fürstliche Geschenke an den Zarenhof gelangten und heute im Kreml-Museum ausgestellt sind. Vor allem das jüngere Coupé von Johann Christian Hoppenhaupt, von dem sich auch mehrere Entwürfe zu Kutschen und Tragsesseln erhalten haben, demonstriert eindrücklich, auf welchem hohem Niveau sich der Berliner Wagenbau Mitte des 18. Jahrhunderts befand.

Der Katalogabschnitt zu den erhaltenen Kutschen präsentiert unter anderem herausragende Beispiele an Gartenwagen des späten 17. und des 18. Jahrhunderts und historisch bedeutende Fahrzeuge wie etwa den von Meckel ausführlich behandelten Staatswagen Friedrich Wilhelms II. Dieser Wagen entstand 1788/89 in der Straßburger Werkstätte Ginzrots, der nicht nur als Kutschenbauer, sondern auch als früher Theoretiker des Wagenbaus eine Ausnahmestellung innehat. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert fand dieser Staatswagen vorrangig bei Hochzeiten von Mitgliedern der Herrscherfamilie Verwendung. Obwohl das elegante Prunkfahrzeug 1945 gravierende Kriegsschäden erlitt und in den vergangenen Jahren partiell rekonstruiert wurde, lässt seine formvollendete Gestaltung immer noch seinen einstigen Glanz erahnen. Neben diesen künstlerisch aufwendig gestalteten Zeugnissen fürstlicher Herrschaftsrepräsentation finden sich im Katalog auch einige einfache, kulturhistorisch aber ebenfalls interessante und andernorts kaum erhaltene

Fahrzeuge, etwa ein Rollwagen, der auf einem Vorläufer heutiger Sommerrodelbahnen auf der Pfaueninsel zum Einsatz kam, zwei mächtige, schlicht gestaltete Transportwagen aus dem 18. Jahrhundert, die für den Transport tonnenschwerer Steine auf fürstlichen Baustellen benutzt wurden, ein Feuerspritzwagen von 1763 oder zwei kleine und äußerst schlichte Transportfahrzeuge für Pflanzen der Orangerie.

Der Katalogteil zu den erhaltenen Schlitten beinhaltet zwei Exemplare des späten 17. Jahrhunderts aus den Beständen der Hohenzollern. Wie schmerzlich die kriegsbedingten Abgänge gerade bei dieser Fahrzeuggattung waren, führt der entsprechende Abschnitt im Verlustkatalog eindrucksvoll vor Augen, der acht Schlitten von teils außerordentlich hoher Qualität sowie zahlreiche Schlittenkummete behandelt. Der Anteil der Bildhauer an der Entstehung von Fahrzeugen war besonders bei den Rennschlitten mit ihrem aufwendigen skulpturalen Bildprogramm von enormer Bedeutung. Bedauerlicherweise lassen sich anhand archivalischer Quellen keine Künstler namentlich mit Schlitten des preußischen Hofes in Verbindung bringen. Claudia Meckel gelingen jedoch gerade bei den Schlitten mittels stilistischer Vergleiche mit zeitgleich entstandenen Möbeln oder Raumausstattungen einige höchst plausibel scheinende Werkzuschreibungen.

Nur ein einziger Kriegsverlust ist glücklicherweise für den verhältnismäßig großen Bestand an erhaltenen Tragsesseln des 18. Jahrhunderts zu beklagen. Auch für diese Objektgruppe findet die Autorin mehrfach passende Referenzwerke, die die von ihr vorgenommenen Datierungen untermauern.

Besonders eindrucksvoll ist der relativ umfangreiche Verlustkatalog (S. 231–295) ausgefallen. Von den meisten Vehikeln sind sowohl Objektbeschreibungen als auch historische Fotografien der Vorkriegszeit erhalten, was eine ausführliche Behandlung der verschollenen Kutschen – neben mehreren repräsentativen Galawagen gingen auch Fahrzeuge für Fahrten in den Schlossgärten sowie zwei Rollstühle des 18. Jahrhunderts verloren –, Schlitten, Tragsessel und Geschirre ermöglicht. Mit der Publikation dieser Objekte verknüpft die Autorin die Hoffnung, „dass verlorene Objekte der einstigen preußischen Marstallsammlungen wiedererkannt werden und ihr Verbleib somit ermittelt werden kann.“ (S. XII). Der von Meckel erstellte Verlustkatalog böte dafür jedenfalls eine hervorragende Grundlage.

Im Anhang findet sich unter anderem eine größere

Zahl an Quellentexten aus der Zeit zwischen 1665 und 1802 (S. 299–367), etwa das hier erstmals publizierte Verlustinventar der Berliner Rüstkammer (S. 299–316), das nach einem 1665 erfolgten Brand erstellt wurde und zahlreiche Hinweise auf Geschirre, jedoch nur wenige Informationen zu Fahrzeugen liefert. Außerdem beinhaltet der Anhang einen Auszug aus dem Nachlassinventar der Kurfürstin Dorothea von 1689/90 (S. 317–319), der ein eindrucksvolles Bild von ihrem stattlichen Fuhrpark gibt, weiters zahlreiche Rechnungen aus der Regierungszeit Friedrichs II., die Arbeiten an verschiedensten Fahrzeugen und Tragsesseln dokumentieren (S. 299–316), und zuletzt Marstallinventare von Berlin und Potsdam aus dem Jahr 1802, die einen Überblick über die damals vorhandenen Wagen sowie Fahr- und Reitgeschirre bietet.

Abgerundet wird der Band schließlich durch ein Verzeichnis der erhaltenen und verloren gegangenen graphischen Vorlagen für Kutschen und Sänften, kurzen biographischen Informationen zu einigen Personen und Unternehmen, die den Berliner Fahrzeugbau prägten, einem ausführlichen Glossar und einem Personenverzeichnis.

Schwächen offenbart der Bestandskatalog zuweilen, wenn die Autorin versucht, Entwicklungen am preußischen Hof in einen internationalen Kontext zu stellen. Dem Rezensenten fielen vor allem bei jenen Passagen, die vom habsburgischen Kaiserhof handeln, einige unzulässige Verallgemeinerungen, missverständliche Formulierungen oder eindeutige Fehler auf. So erwähnt die Autorin etwa, dass Kaiser Matthias bei seiner Krönung in Frankfurt 1612 einen Tragsessel benutzt habe (S. 178) und beruft sich dabei auf eine graphische Darstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Tatsächlich zeigt diese (im Katalog nicht abgebildete) Graphik eine Krönung „vivente imperatore“, die nur in Zusammenhang mit der Krönung Ferdinands III. (1636) oder Ferdinands IV. (1653) zum römischen König entstanden sein kann – bei beiden Ereignissen wurden die regierenden Kaiser in einem Tragsessel befördert. Die Verwendung eines Tragsessels seitens Kaiser Matthias' bei seiner Krönung im Jahr 1612 ist hingegen weder schriftlich noch bildlich überliefert. An anderer Stelle (S. 180) erwähnt Meckel, dass in Wien Mietsänften im Jahr 1703 eingeführt worden wären. Diese Neuerung wurde in Wien allerdings schon einige Jahre früher, nämlich 1689 umgesetzt.<sup>3</sup> Zu den 1708 gefeierten Hochzeiten zwischen dem späteren Kaisers Karl VI. und Elisabeth

Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel sowie von König Johann von Portugal mit Erzherzogin Maria Anna hält die Autorin fest, dass beide Vermählungsfeste mit „neuen Karossen nach französischem Dessin“ abgehalten worden wären (S. 178) – zumindest für die Hochzeit des habsburgischen Herrschers gibt es dafür jedoch in der Literatur keinerlei Anhaltspunkte und auch die Autorin selbst kann im Anmerkungsapparat nicht mit solchen aufwarten. In Hinblick auf die Bezugsquellen von Fahrzeugen schreibt Meckel, dass der Münchner und der Wiener Hof in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts „ihre Berlinen in den Pariser Wagenbau-Ateliers“ kauften und setzt dies in Kontrast zu den Entwicklungen am Hof Friedrich Wilhelms I., der bei seinen „Erwerbungen auf einheimisches handwerkliches und künstlerisches Potential“ setzte (S. 48). Stellt diese pauschalisierende Passage schon in Zusammenhang mit München eine Übertreibung dar, stimmt sie noch viel weniger für Wien. Um ihre These zu untermauern, führt Meckel nur die in Paris hergestellten Wagen des kaiserlichen Botschafters Joseph Wenzel von Liechtenstein an. Die Tatsache, dass sich Adelige der Habsburgermonarchie französische Wagen anschafften, ist unbestritten. Davon auf das Kaufverhalten des kaiserlichen Oberstallmeisters bzw. der Herrscherfamilie rückzuschließen, ist aber unzulässig, denn Erwerbungen französischer Fahrzeuge für den kaiserlichen Fuhrpark sind bei derzeitigem Kenntnisstand für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nachweisbar. Auch manche widersprüchlichen Aussagen sind im Bestandskatalog zu finden. So schreibt die Autorin auf S. 155, dass es nach 1784 in Wien keine großen Schlittenfahrten mehr gegeben habe, um auf der darauf folgenden Seite eine 1815 im Rahmen des Wiener Kongresses stattgefundene, für die internationale Schlittenmode einflussreiche Schlittenfahrt zu erörtern. In Zusammenhang mit einem seit 1945 verschollenen Rüstkammerinventar von 1718 schreibt Meckel an einer Stelle (S. 154), dass darin 36 Schlitten angeführt seien, an anderer (S. 162), dass es 38 Schlitten beinhalte.

Bedauerlich ist, dass für die Anfertigung der Abbildungen nicht jener Aufwand betrieben wurde, der einem Bestandskatalog angemessen wäre. Die uneinheitlichen Bildhintergründe lenken teilweise stark von den Objekten selbst ab; hier hätte sich der Einsatz von neutralen Fotowänden gelohnt. Einige Aufnahmen sind so schlecht ausgeleuchtet, dass sie eher an Schnappschüsse als an Profifotos erinnern (z.B. Abb. 196).

Manche Abbildungen sind trotz der stattlichen Aufmachung des Katalogs zum Teil unscharf oder verpixelt. Die Abbildungen 182 und 183 wurden offensichtlich seitenverkehrt abgedruckt; auch hier wäre größere Sorgfalt wünschenswert gewesen. Unverständlich ist es auch, warum vom durch Kriegseinwirkungen stark beeinträchtigten Staatswagen Friedrichs II. (S. 110–114) nur eine historische S/W-Gesamtaufnahme von Anfang des 20. Jahrhunderts abgebildet ist (Abb. 113), vom heutigen Zustand des Wagens aber nur einige Detailaufnahmen.

Die hier beanstandeten Passagen und kritischen Einwände sollen jedoch auch nicht überbewertet werden und keineswegs das Verdienst schmälern, das sich die Autorin mit der Veröffentlichung des über weite Strecken solide gearbeiteten Bestandskatalogs erworben hat. Er ist überlegt strukturiert, gut lesbar und bietet ausführliche Katalogeinträge, deren Aufbau den etablierten Standards entspricht. So ist zu erwarten, dass der Band wohl noch für lange Zeit als Referenzwerk für den preußischen Wagenbau und die Verwendung von Vehikeln am Berliner Hof der Frühen Neuzeit herangezogen wird.

*Mario Döberl (Wien)*

#### Anmerkungen

- 1 Max Piendl: Der fürstliche Marstall in Regensburg (= Thurn und Taxis-Studien 4), Kallmünz: Lassleben 1966; Alheidis von Rohr: Staats- und Stadtwagen aus dem hannoverschen Marstall, Hannover: Hist. Museum am Hohen Ufer 1980; Fritz Fischer (Bearb.): Dem Volk zur Schau. Prunkschlitten des Barock. Die Schlittensammlung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, München: Hirmer 2002; Axel Gelbhaar: Die Caroussel- oder Rennschlitten im Besitz der Kunstsammlungen der Veste Coburg; in Achse, Rad und Wagen. Beiträge zur Geschichte der Landfahrzeuge 8, Wiehl: 2000, S. 40–59; ders.: Von Kobeln, Kutschen und Karossen. Katalog der historischen Fahrzeuge im Besitz der Kunstsammlungen der Veste Coburg, Coburg: 2003; Elisabeth Reissinger/Rudolf H. Wackernagel: Kutschenmuseum Auerstedt. Die historischen Wagen der Großherzöge von Sachsen-Weimar und Eisenach, Berlin/München: Dt. Kunstverl. 2011.
- 2 Rudolf H. Wackernagel (Hg.): Staats- und Galawagen der Wittelsbacher. Kutschen, Schlitten und Sänften aus dem Marstallmuseum Schloß Nymphenburg, 2 Bde., Stuttgart: Arnold 2002.
- 3 Gustav Gugitz: Die Sesselträger in Alt-Wien, in: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 8 (1949/50), S. 94–104, hier S. 94 f.

**Britta Kägler: Frauen am Münchener Hof (1651–1756)** (= Münchener Historische Studien, Abteilung Bayerische Geschichte, Band 18, Hg. Ferdinand Kramer), Kallmünz/Opf.: Michael Lassleben 2011, 623 S., ISBN 978-3-7847-3018-9

Das vorliegende Buch beruht auf der an der LMU München eingereichten Dissertation von Britta Kägler und zeigt das Forschungsergebnis ihrer breit angelegten Studie über die Frauen am Münchner Hof in der Frühen Neuzeit. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt auf den Jahren 1651–1756, sie greift aber in beiden Richtungen immer wieder zeitlich darüber hinaus. Dank der vorhandenen Hofzahlamtsbücher lassen sich Ämter, Gehälter und die hierarchische Struktur der weiblichen (und männlichen) Bediensteten fundiert erkunden (S. 37). Deutlich schlechter erweist sich die Quellenlage anhand des persönlichen Briefwechsels der Amtsträgerinnen mit ihren Familien, daher kann deren Patronage oder Empfehlungen für ein Amt oft nur vermutet aber selten anhand von Quellen bestätigt werden. Die Autorin bedauert, dass Briefe von weiblichen Familienmitgliedern offensichtlich als weniger aufhebenswert als die von männlichen erachtet wurden und daher seltener in den Familienarchiven aufbewahrt wurden.

Zum grundsätzlich besseren Verständnis der Sozialstruktur des Münchner Hofes beleuchtet Kägler einleitend dessen allgemeinen Aufbau, um dann, dem Titel der Arbeit entsprechend, den Fokus auf das „Frauenzimmer“ zu legen. Dieser Schwerpunkt umfasst die Kurfürstinnen und ihre Töchter, Mätressen, Amtsträgerinnen und Gattinnen von ranghohen Hofbeamten oder Gesandten mit Zugang zum Frauenzimmer (S. 35). Meist bestanden mehrere weibliche Höfe gleichzeitig, die voneinander unabhängig für die jeweilige Kurfürstin, deren Töchter, evtl. Schwestern des Kurfürsten oder Witwen eingerichtet wurden.

Das Kapitel „Amtsträgerinnen“ beleuchtet die Kammerordnungen und Dienstinstruktionen als Regelwerk des höfischen Alltags. In „Weg an den Hof“ wird die Herkunft der Amtsträgerinnen (Familie, Ämter, sozialer Status) untersucht und in „Abschied vom Hof“ als Normalfall die Hochzeit bzw. ein möglicher Eintritt ins Kloster geschildert.

Kägler zeigt die unterschiedlichen Entwicklungen in der Anzahl der weiblichen Amtspersonen. Starb eine Kurfürstin oder –witwe, verringerte sich der Personalstand, wenn die Amtsträgerinnen nicht in einen

anderen Hofstaat übernommen werden konnten. Stand die Vermählung des Kronprinzen an, wurde vom Kurfürsten für die Braut in München ein neuer Hofstaat errichtet, deren Mitglieder ihr erst nach ihrer Ankunft bekannt gemacht und offiziell vorgestellt wurden. Sie selbst brachte häufig einige Vertraute aus ihrer Heimat für den zukünftigen Hofstaat in München mit, was am bayrischen Hof durchaus zu Problemen führen konnte. Das höfische Zeremoniell innerhalb der verschiedenen Fürstenhöfe war meist unterschiedlich und die Ordnung und Regelvorstellungen mussten von den Ankömmlingen nicht nur respektiert sondern übernommen werden. Deshalb bemühte man sich bei Heiratsverhandlungen, diesen hoffremden Personenkreis so gering wie möglich zu halten. Vor allem die anlässlich der Hochzeit mit Henriette Adelaide von Savoyen (1652) außergewöhnlich zahlreich aus Turin nach München mitgebrachten Personen werden bei späteren Verhandlungen immer wieder als Beispiel erwähnt (S. 206).

Die Autorin widmet sich ebenso der Aufrichtung und Zusammensetzung des Hofstaates, der für die Töchter eingerichtet wurde. „Als oberstes Ziel höfischer Erziehung galt die soziale Disziplinierung der kurfürstlichen Kinder“ (S. 162), zahlreiche Instruktionen regelten dies bis ins Detail. Eine fundierte katholische Erziehung war am bayrischen Hof selbstverständlich. Kägler stellt fest, dass der Bildung der Prinzessinnen im 17. und 18. Jahrhundert engere Grenzen gesetzt wurden, als im 16. Jahrhundert.

Die hinsichtlich eines Heiratsvertrages vereinbarte finanzielle Absicherung einer Fürstin wird als wichtiger Punkt im Buch ebenso ausführlich behandelt wie deren Möglichkeiten, sich innerhalb des vorgegebenen engen Rahmens ein eigenes Betätigungsfeld zu suchen und immer wieder auch politischen Einfluss auszuüben.

Die Autorin setzt sich ebenfalls mit dem Einfluss der Mätressen auseinander, die besonders zurzeit von Kurfürst Max Emanuel, dem Schwiegersohn von Kaiser Leopold I., ein Thema waren. Allerdings spielten sie in München bei Hof keine offizielle Rolle wie es beispielsweise in Frankreich der Fall war.

Kägler resümiert, „obwohl sich für Amtsträgerinnen und Prinzessinnen, aber auch für die Fürstinnen am Münchner Hof nur ein enger persönlicher Bewegungsspielraum bot, verfügten sie doch über weitgehende politische, religiöse, soziale und kulturelle Handlungsoptionen“ (S. 479).

Dieses gewissenhaft und breit recherchierte Werk bietet für den untersuchten Zeitraum einen umfassenden Blick auf das tägliche Leben der weiblichen Mitglieder des Münchner Hofes. Im Anhang finden sich neben einer umfangreichen Bibliographie und den Quellenangaben eine detaillierte Aufstellung aller Amtsträgerinnen des Zeitraumes mit Namen, Tätigkeit, Amtszeit und Besoldung. Abschließend lässt sich festhalten, dass das Buch nicht nur durch die Fülle der benutzten Quellen und der umfangreichen Recherche sondern auch durch deren Analyse besticht. Kägler richtet sich mit ihrer detailreichen Arbeit verständlicherweise in erster Linie an HistorikerInnen, doch kann das Buch auch von interessierten Laien mit Gewinn gelesen werden. Eine beeindruckende Arbeit.

*Renate Schreiber (Wien)*

**Otto Ulbricht (Hg.): Schiffbruch! Drei Selbstzeugnisse von Kaufleuten des 17./18. Jahrhunderts (= Selbstzeugnisse der Neuzeit 21, Hgg.: Alf Lüdtke/Hans Medick/Claudia Ulbrich/Kaspar von Greyerz und Dorothee Wierling), Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2013, 220 S., ISBN 978-3-412-20965-0**

Der Herausgeber Otto Ulbricht, Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Kiel, legt im vorliegenden Band drei gemeinsam mit Carl Petersen sorgfältig edierte Selbstzeugnisse aus Flensburg vor. Otto Ulbricht beleuchtet nach seiner ausführlichen Einleitung die Bedeutung und Position der Stadt Flensburg in der Frühen Neuzeit. Anschließend werden die beiden Verfasser der verwendeten Quellen – Peter Bischoff (1655–1721) und Johann Gerhard Feddersen (1712–1787) – von ihm biographisch vorgestellt. Beide kamen aus unterschiedlichen Verhältnissen, wurden jeweils Kaufleute und später Bürgermeister der Stadt Flensburg. Die drei im Sammelband vorgestellten Aufzeichnungen spiegeln unterschiedliche Formen ihrer selbst verfassten Zeugnisse wider. Bischoff schildert in zwei verschiedenen Berichten seine Handelsreisen zur See (überwiegend Richtung Norden) mit allen Fahrnissen bis hin zum dramatischen Schiffbruch. Die Selbstzeugnisse für diese Reisen entsprechen eher einem „Journal oder Logbuch der Seefahrt“ (S. 65); sie sind die Berichte eines Kaufmanns und keine Forschungsberichte, persönliche Eindrücke

oder Anmerkungen zu Landschaft, Menschen usw. fehlen meist. Der Bericht über den Schiffbruch Ende November 1677 vor Norwegen ist allerdings deutlich vom individuellen Erlebnis geprägt und entsprechend ausführlich.

Die autobiographische Aufzeichnung von Johann Gerhard Feddersen, die er erst 1777 „selbst aufgesetzt“ hat, enthält hingegen deutlich mehr persönliche Ansichten und bietet dadurch interessante Einblicke in sein Leben als Kaufmann und der damit verbundenen Reisen sowie seinem Wirken als Bürgermeister der Stadt Flensburg.

In ausführlichen Fußnoten werden die Fachbegriffe und Ortsangaben des Textes aufgeschlüsselt und entsprechende Querverweise erläutern die Zusammenhänge. Ohne diese Hinweise wäre der Text – wohl nicht nur für „Landratten“ – deutlich schwerer verständlich. Eine Edition dieser Qualität enthält neben einigen schwarz-weiß Illustrationen selbstverständlich auch eine umfangreiche Bibliographie sowie ein Personen- und Ortsregister.

*Renate Schreiber (Wien)*

**Gudrun Swoboda (Hg.): Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2013, 2 Bde., 567 S., ISBN 978-3-205-79534-6**

Die Neuordnung der kaiserlichen Gemäldegalerie im Oberen Belvedere, wie sie ab 1778 erfolgte, stellt eine markante Zäsur innerhalb der europäischen Sammlungs- und Museumsgeschichte dar. Mit der Hängung nach Plänen des Basler Kupferstechers und Verlegers Christian von Mechel wurde die dynastische Privatsammlung in ein öffentliches Museum überführt, das nun nicht ausschließlich der fürstlichen Repräsentation und Belustigung, sondern ebenso der Belehrung einer breiteren Öffentlichkeit dienen sollte. Durch die systematische Aufstellung nach Malerschulen und ein entwicklungsgeschichtliches Ordnungsprinzip wurde die fürstliche Galerie zu einem Manifest kunsttheoretischen Denkens und die Präsentation selbst zur sichtbaren Geschichte der Kunst.

Dass Mechels Neugestaltung jedoch nicht als jäher Umbruch, vielmehr als bedeutender Markstein innerhalb eines internationalen Prozesses zu verstehen

ist, führt die zweibändige Publikation *Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums* nun eindrucklich vor Augen. Die von Gudrun Swoboda herausgegebenen, prachtvoll gestalteten Bände bündeln die Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das am Kunsthistorischen Museum angesiedelt und der Transformationen der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien um 1800 gewidmet war. Die Beiträge dieser Veröffentlichung präsentieren die Transformation nicht als isoliertes Phänomen von lokaler Bedeutung, sondern kontextualisieren sie im theoretischen Diskurs der Zeit, verorten sie in der internationalen Sammlungsgeschichte und analysieren Vorbilder und Nachwehen.

#### **Band 1: Die kaiserliche Galerie im Wiener Belvedere (1776–1837)**

Im einleitenden Beitrag untersucht Nora Fischer die Entwicklung der Belvederere-Präsentation, wobei sie die Vorarbeiten von Galeriedirektor Rosa würdigt und Mechels Konzept ideengeschichtlich analysiert. Ergänzt wird diese profunde Studie durch die vollständige Rekonstruktion der Mechelschen Hängung, die Fischer nach dem Katalog von 1783 erstellte und die erstmals eine Vorstellung vom ehemaligen Aussehen der Galerieräume vermittelt.

Alice Hoppe-Harnoncourt geht hierauf der Geschichte der Deutschen Malerschule in der kaiserlichen Galerie nach, deren Neubewertung durch Mechel gewiss zu den innovativsten Leistungen der Belvedere-Hängung zählte. Elisabeth Hassmann steuert einen umfassenden Quellenkorpus bei, der auf Basis akribischer Archivrecherchen viele bislang unpublizierte Dokumente zur Geschichte der Belvedereregalerie umfasst.

#### **Band 2: Europäische Museumskulturen um 1800**

Im ersten Beitrag bietet Gerhard Wolf sowohl eine museumsgeschichtliche *tour d'horizon* als auch einen Brückenschlag in die Gegenwart. Während Robert Felfe mit der fürstlichen Sammlerkultur des 17. Jahrhunderts das historische Vorfeld des Mechelschen Museumskonzeptes auslotet, geht Sabine Grabner der Periode nach, die auf die Neuordnungskampagne folgte, der Direktionszeit von Füger, Rebell und Krafft, die vom Napoleonischen Kunstraub und Tendenzen der Romantik geprägt war.

Debora J. Meijers weist auf die konzeptuelle Kontinuität hin, die sie zwischen der kaiserlichen Galerie im Belvedere und dem Museumsneubau Sempers an der



Ringstraße erkennt; eine Kontinuität, die insbesondere im internationalen Vergleich – etwa zu Berlin oder München – an Konturen gewinnt.

Bénédicte Savoy stellt mit dem 1810 angelegten *Inventaire Napoléon* ein bedeutendes Dokument des französischen Kunstraubs, zugleich ein Zeugnis der Geschmacksgeschichte und Museumspraxis vor. Einem anderen Quellentypus ist Astrid Bährs Beitrag gewidmet: dem Galeriewerk, dessen Geschichte vom *Theatrum Pictorium* (1660) bis zur *Galerie de Florence et du Palais Pitti* (1789–1810) verfolgt wird.

Kristine Patz führt mit ihrer Studie zur Belvederegalerie als Wissensort wieder ins Epizentrum der Publikation, in das Lehrgebäude der Verschulung und Historisierung von Kunst. Auf einen Ideengeber Mechels weist Elisabeth Décultot hin: seinen Lehrer Johann Georg Wille, dessen dichtes Netzwerk – vor allem der Kontakt zu Winckelmann – für den Basler Kupferstecher fruchtbar wurde. Entscheidend für sein Wiener Projekt waren jedenfalls die Erfahrungen, die Mechel bei der Arbeit am Düsseldorfer Galeriewerk (1778) gemeinsam mit Nicolas Pigage sammelte. Die Düsseldorfer Galerie wurde schon durch Lambert Krahe ab 1762 nach Schulen geordnet, wie Thomas W. Gaehtgens darlegt, der zudem ein umfangreiches Konvolut an Zeichnungen und Stichen (Getty Research Institute) präsentiert, das die Entstehung des Düsseldorfer Katalogs dokumentiert.

Gabriele Bickendorf stellt Marco Lastris *Etruria pittrice* (1791) in den Kontext des musealen Umbruchs, indem sie diese Geschichte der Toskanischen Malerei als „Papiermuseum“ versteht und mit Luigi Lanzis Neuordnung der Uffizien zusammendenkt. Ebenfalls von einer Publikation – André Malraux' *Le Musée imaginaire* (1947) – geht Felix Thürlemann aus, der das Verhältnis zwischen Präsentation von Kunst im Museum und deren Wiedergabe im Medium Buch analysiert. Mit Wolfgang Ullrichs launigem Beitrag zur heutigen Debatte um Sammlungspräsentationen erhält die Mechelsche Belvederehängung schließlich Gegenwartsbezug.

Die zahlreichen Aufsätze der beiden reich illustrierten Bände fügen sich bei der Lektüre zu einem breiten Panorama der Museumskultur um 1800 zusammen. Handelt es sich bei dieser Publikation fraglos um das neue Standardwerk zur Geschichte der Belvederegalerie, so gewiss ebenso um einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung von Sammlungswesen und Museumsgeschichte der Frühen Neuzeit. Vor allem

die visuelle Rekonstruktion Nora Fischers und der umfangreiche Quellenapparat von Elisabeth Hassmann stellen zudem eine bedeutende Basis für weitere Untersuchungen dar.

Gernot Mayer (Wien)

**Magnus Ressel: Zwischen Sklavenkassen und Türkenpässen. Nordeuropa und die Barbaresken in der Frühen Neuzeit (= Pluralisierung & Autorität 31), Berlin/Boston: de Gruyter 2012, 834 S., ISBN 978-3-11-028249-8**

Freikäufe von christlichen Sklaven, die damit befassten Institutionen sowie die angewandten Strategien waren und sind wichtige Forschungsthemen. Diese Aspekte begegnen auch in der Studie von Magnus Ressel, der in seinem umfangreichen und ungemein facettenreichen Werk die Freikaufstrategien von christlichen Sklaven in den Barbareskenstaaten mehrerer nordeuropäischer Mächte vergleichend darstellt. Einzelne Sklavenkassen sind erforscht worden, doch datieren die entsprechenden Studien teilweise bis ins 19. Jahrhundert zurück. Ressel stützt seine Darstellung vor allem auf das Beispiel von Hamburg, aber auch auf Lübeck sowie die Lage im dänisch-norwegischen Königreich. Schließlich stellt er den dortigen Bemühungen die Organisation des Freikaufs u. a. der Niederlande oder Englands gegenüber. Insbesondere die reichhaltige Quellenüberlieferung der dänisch-norwegischen Sklavenkasse in Kopenhagen ermöglicht ein Nachzeichnen deren Geschichte und Geschäftstätigkeit.

Den Kern der Studie bilden drei Abschnitte zur historischen Entwicklung des Handels und der Freikaufinstanzen (1547–1662, 1663–1726, 1727–1758). Die einzelnen Kapitel leitet der Autor mit allgemeinen Überlegungen zur wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen ein, um dann auf die Freikaufpraxis einzugehen. Die Arbeit schließt mit einem Ausblick auf das Verhältnis zwischen den Barbaresken und Nordeuropa bis zum Jahr 1845.

Das Jahr 1547 markiert den ersten dokumentierten Versuch eines Freikaufs, und zwar jenen einer Danziger Mannschaft aus Marokko. Das 16. Jahrhundert ist durch technische Neuerungen im Schiffsbau gekennzeichnet, die u. a. höhere Ladekapazität und eine Ausdehnung der Reichweite ermöglichten. Der

Informationsvorsprung der großen Handelsdreh-scheiben und Kosteneffizienz, sei es nun im Bereich Ladekapazität oder Mannschaft sowie deren Sicherheit, waren wichtige Faktoren für das Bestehen gegen die Konkurrenz. 1662 bilden mehrere Ereignisse einen Einschnitt: Zum einen erfolgt ein Friedensschluss Algiers mit England, während hanseatische Friedensbemühungen scheitern. Zum anderen wird eine Handelsflotte von insgesamt acht Hamburger Schiffen gekapert, was den größten Einzelverlust an die Barbaresken in der Hamburger Geschichte darstellt. 1726 wiederum markiert den Friedensschluss Algiers mit den Niederlanden und damit einen anhaltenden Niedergang der Hamburger Handelsschiffahrt durch abnehmende Konkurrenzfähigkeit. Der Endpunkt 1758 steht für die letzte Kaperung eines Hamburger Schiffes vor den napoleonischen Kriegen.

Was ist nun eine Sklavenkassa genau bzw. was konnte diese leisten? Grundsätzlich erhielt und verwaltete eine Sklavenkassa Geld, um einen bestimmten, festgelegten Kreis von Seeleuten aus der Sklaverei zu befreien. Es handelte sich dabei also um eine Einrichtung, die Gilden- und Versicherungsprinzipien kombinierte. Gefüllt wurde die Kassa durch regelmäßige oder anlassbezogene mildtätige Sammlungen in Kirchen, Spenden oder auch durch die Betroffenen mittels festgelegter Zahlungen bei Reiseantritt. Inwieweit die Matrosen und die Reeder ihren Beitrag dazu leisten mussten, wurde mehrfach ausgehandelt. Mit der Ordnung der Bootsleute Sklavenkasse in Hamburg 1624 erfolgte beispielsweise die Verpflichtung einer ganzen Berufsgruppe zur Leistung einer Zwangsabgabe. Dafür wurde dem Kreis der Einzahlenden ein Freikauf in Aussicht gestellt. In der Praxis konnte dies aus Geldmangel in den Kassen oder überzogenen Lösegeldforderungen mehrere Jahre dauern. Mit Fortdauer der Sklavenkassen wurden Sanktionen für säumige Zahler festgelegt. Die Beurteilung der Freikaufswürdigkeit war auch ein Mittel zur Disziplinierung, etwa bei nicht ausreichender Verteidigung des Schiffes.

Ressel stellt die möglichen Träger der Freikaufsinstanzen vor. Diese Aufgabe konnten amtliche Stellen wahrnehmen, wie etwa bei der Einrichtung der Kasse in Hamburg die Admiralität. Die Kasse konnte aber auch durch bestellte Gremien verwaltet werden: So wurden für die Kopenhagener Sklavenkasse drei Direktoren berufen, die unentgeltlich arbeiteten und dem König durch Berichte Rechenschaft ablegten. Schließlich spielten bei der Einrichtung und

Verwaltung von Sklavenkassen Zusammenschlüsse der Seeleute eine große Rolle. Die Kassen wurden mehrfach reformiert, um sich an aktuelle Veränderungen, wie vermehrten Kaperungen, anpassen und Freikäufe durchführen zu können.

Grundsätzlich beschäftigt sich der Autor mit der Erkennung und Bewertung von Maßnahmen zur Erhöhung der materiellen sowie humanen Sicherheit und damit der Sicherung der Handelsschiffahrt gegenüber den Barbaresken. Er stellt vor allem auch die Frage nach der Motivation dazu. Dabei zeigt Ressel, dass die Produktion von humaner Sicherheit – gemeint ist das Schaffen von Versicherungen für die betroffenen Seeleute im Fall einer Kaperung – und/oder materieller Sicherheit wichtige Faktoren, u. a. auch für die wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit, waren. Ressel beschäftigt auch der Umgang mit dem Barbaresken-Risiko durch nordeuropäische Akteure, insbesondere setzt er sich mit den Konzepten zur Risikoperzeption und Risikosteuerung sowie ihrer Anwendbarkeit auseinander. Dabei zeigt er, dass keineswegs immer nach rationalen Kriterien, nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines Konflikts mit Andersgläubigen, entschieden wurde.

Eine weitere Fragestellung beschäftigt sich mit der Konfession der Mächte und inwiefern diese das Verhalten beeinflusste; also ob calvinistische Länder eher dazu geneigt waren, die staatliche Verantwortung beim Freikauf abzulehnen und diesen über privat organisierte Stellen abwickeln zu lassen, während lutherische eher staatlich zentrale Lösungen umsetzen würden. Dazu verweist Ressel auf Modelle von Gorski und Kahn zur Armenfürsorge. Der Autor bezeichnet diesen „Erklärungsansatz im Kern als sehr belastbar“ (S. 738) und betont, dass auch der Einfluss lokaler Schiffergilden und der Grad der internationalen Mannschaftszusammensetzung wichtige Faktoren für die Entwicklung der Freikaufssysteme waren.

Ressel arbeitet die Wirkung von abgeschlossenen oder gescheiterten Friedensschlüssen mit den Barbaresken heraus: So bedeuteten die Konflikte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts für das um eine neutrale Haltung bemühte Hamburg keine Handelseinbußen, ganz im Gegenteil konnte man den eigenen Handel sogar steigern. Dies war u. a. deshalb möglich, da etwa die in den Konflikten häufig involvierten Niederlanden hohe Kosten zum Schutz ihrer Schiffe oder auch hohe Verluste durch Kaperungen der Korsaren auf sich nehmen mussten. Zudem profitierten die Hamburger

Schiffe von militärischen Bestrafungen der Korsaren durch die europäischen Seemächte oder auch Frankreichs. Ein durch Hamburg und andere Mächte mehrfach eingesetztes Mittel war der Schutz durch Konvois, die Kriegsschiffe begleiteten. Im Gegensatz zu England gelang es den Niederlanden erst spät einen dauerhaften Frieden mit Algier zu schließen. Das entsprechende Jahr, 1726, steht dann auch gleichzeitig für den Niedergang der Hamburger Schifffahrt, da diese nun dauerhaft gegenüber den Konkurrenten im Nachteil war. Bemühungen um Einbeziehung in niederländische Friedensschlüsse im 17. Jahrhundert oder auch in der Mitte des 18. Jahrhunderts über die am Land gegenüber den Osmanen siegreiche Habsburgermonarchie und dem Kaiser scheiterten nicht zuletzt am Widerstand der Korsaren selbst, die durch zu allgemeine Vereinbarungen einen wesentlichen Erwerbszweig verloren hätten. Zudem bestand für die Machthaber der Korsaren stets die Gefahr von Aufständen bei unvorteilhaften Friedensschlüssen. Konnte Hamburg nicht auf friedlichem Weg an begehrte Türkenpässe gelangen, die vor Kaperung durch Korsaren der jeweiligen Macht schützten, versuchte man diese zu fälschen. Ein effizientes englisches System zur Anfertigung und Evidenzhaltung der Pässe verhinderte dies, während die dezentrale Vergabe durch die Niederlande den Erhalt eines gefälschten Passes auch den Hamburgern ermöglichte. Nicht zuletzt aufgrund des hohen Missbrauches gelang es den Niederlanden nicht dauerhaft Frieden etwa mit Algier zu halten, da diese Praxis kritisiert wurde und zur Aufkündigung der Vereinbarungen führen konnte. Deutlich wird aber auch die geänderte Haltung der Europäer gegenüber den Korsaren, die Ressel in die Phasen „Konflikt“, „Ambivalenz“ und schließlich „Entspannung“ einteilt. Ein Thema der Studie ist auch die Organisation der Freikaufskanäle. Eine bedeutende Rolle übernahm dabei Livorno als Informationsdrehscheibe. Neben dazu bestellten und ermächtigten Personen übernahmen etwa die diplomatischen Vertreter ausländischer Mächte in den Barbareskenstaaten die Organisation und Durchführung von Freikäufen, so etwa die niederländischen Konsuln. Problematisch war auch stets das Festlegen der Reihenfolge der Freikäufe, etwa aufgrund der Dauer der Gefangenschaft oder Bedeutung bestimmter Personen, da dadurch die Preise in die Höhe getrieben werden konnten. Agierte die Hamburger Kasse unabhängig vom Rang der Gefangenen, ist bei der Kopenhagener Kasse durchaus eine

Bevorzugung höherer Ränge festzustellen. Ressel beschäftigt sich auch mit dem unterschiedlichen Zugang der Freikaufinstanzen im Umgang mit Landsleuten und Seeleuten anderer Mächte, die auf den Schiffen von den Korsaren gefangen wurden.

Die Sklavenkassen und andere Möglichkeiten des Freikaufs werden in dem Band auch unter dem Aspekt des Versicherungswesens beleuchtet. Private Versicherungen für Einzelpersonen existierten bereits vor der Gründung der ersten Sklavenkassen. Ressel verweist auf die Nähe zum derzeit großen Forschungsfeld des Armenwesens und sieht die Gefangenenfreikaufaktivitäten als einen strukturellen Teil davon (S. 54). So bedienten sich die Kassen etwa durch Kollekten in Kirchen ähnlicher Mittel (Armenkästen). Im 18. Jahrhundert wurde das Anrecht auf persönliche Freiheit immer klarer formuliert, weshalb, so Ressel, nach 1730 weniger über die Notwendigkeit an sich als über deren Organisation diskutiert wurde. Die real immer weniger einflussreichen Sklavenkassen entfalteten dabei durch ihre historisch gewachsene Rolle eine umso wirksamere Symbolkraft.

Relativ wenig erfährt man in dem Band zur Geschichte der Barbareskenstaaten. Ressel verweist hierzu auf die vorhandene Literatur. Insbesondere zu dem häufig genannten Algier, dessen Kapitäne über 90 Prozent der Kaperungen nordeuropäischer Schiffe durchführten (S. 56), wäre jedoch ein wenig mehr Information begrüßenswert gewesen. Eine Darstellung dieses Geschäfts aus der Sicht der Korsaren selbst, also inwieweit diese die (nord)europäischen Freikaufstrategien bewerteten und auf diese etwa durch Preiserhöhungen reagierten, konnte diese umfangreiche Arbeit bis auf Hinweise zur Literatur (z. B. D. Panzac) sowie vereinzelten Verhaltensbeispielen nicht auch noch leisten. Eine besondere Stärke der Arbeit ist die Heranziehung, Auswertung und Darstellung zahlreicher Quellen zu den Freikaufsinstitutionen, wobei auch immer wieder die Grenzen der Interpretationsmöglichkeit aufgezeigt werden. Ressel setzt seine Ergebnisse auch in zahlreichen Diagrammen graphisch um. Die dazu herangezogenen Quellen werden in Kommentaren im Anhang erläutert. Etwas problematischer erscheinen mir die Hochrechnungen von gekaperten Schiffen bei fehlenden Quellen. Diese nimmt der Autor zwar mit der gebotenen Vorsicht vor, doch zeigt insbesondere seine Darstellung der Korsarenaktivität, dass diese stark schwankte und eigentlich nicht abschätzbar ist. Relativ wenig Beachtung wurde der Ausstattung des

Bandes durch Abbildungen geschenkt. Bei den wenigen vorhandenen handelt es sich hauptsächlich um zeitgenössische Druckschriften. Die Darstellung erfolgt aber vereinzelt so klein und in schlechter Qualität, dass diese kaum lesbar sind. Abgesehen davon ist anzumerken, dass die Arbeit sehr stark die vorhandenen schriftlichen Quellen heranzieht sowie Informationen auch bei Fehlen wichtiger Bestände zu erschließen versucht, jedoch visuelle und auch gegenständliche Quellen sowie deren Kontext etwa im Zusammenhang mit Spendensammlungen kaum berücksichtigt (z. B. Holzstatuen Gefangener).

In jedem Fall hat Magnus Ressel in dieser umfangreichen, gut lesbaren Studie einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des nordeuropäischen Handels, der Seefahrt sowie auch der Barbaresken geliefert und gleichzeitig viele Türen zu weiteren Fragestellungen aufgestoßen. Auch die bedeutende Rolle der Hansestädte im Mittelmeerhandel noch bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts wird deutlich gemacht. Die hier vorgestellten Einblicke können natürlich nur eine kleine Auswahl des Gebotenen enthalten, weshalb eine Heranziehung des Bandes bei Beschäftigung mit den angesprochenen Themenkomplexen unbedingt empfohlen wird.

*Stefan Seitschek (Wien)*

**Esther Schmid Heer: America die verkehrte Welt. Prozesse der Verräumlichung in den Paraguay-Berichten des Tiroler Jesuiten Anton Sepp (1655–1733), Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2013, 340 S., ISBN 978-3-88309-833-3**

Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Esther Schmid Heer untersucht in dieser Monographie, der Druckfassung ihrer Dissertation, Raumdarstellungen in den Paraguay-Berichten des Tiroler Jesuiten Anton Sepp (1655–1733). Hierbei nimmt sie sich des in der deutschen Forschung auf Grund der geschichtlichen Vorbelastung lange Zeit vernachlässigten Raumbegriffs an und knüpft somit an eine mittlerweile rege Forschungsdiskussion an. Dabei stellt sie die Frage, wie Raum „wahrgenommen, strukturiert und beschrieben wird“ (S. 17). Hierfür erfolgt im ersten Kapitel „Jesuiten – Pilger und ‚global players‘ der frühen Neuzeit“ eine intensive Darlegung wichtiger raumtheoretischer

Konzepte, in der die einschlägige Forschungsliteratur einschließlich neuester Publikationen erfasst wird; so zum Beispiel Homi Bhabbas *third space*, Richard Whites *middle ground*, Foucaults Heterotopien, Lefebvres Raumverständnis, Schlögels Raumtheorie oder Certeaus Raumbegriff als Wegbereiter des *performative turns*, um nur einige Wenige zu nennen. Dies ist eine beeindruckende Darstellung bestehender Raumtheorien, eine Konkretisierung im Hinblick auf die eigene methodische Vorgehensweise wäre jedoch wünschenswert gewesen.

Die Textgrundlage ihrer Untersuchung bilden Anton Sepps SJ (Societas Jesu) *Reißbeschreibung* von 1696, die *Continuation* von 1710 und der *Paraquarische Blumengarten* von wahrscheinlich 1714 (S. 50). Dabei handelt es sich um die frühesten erhaltenen deutschsprachigen Texte aus der Jesuitenprovinz Paraguay (S. 52–53). Die Autorin kontextualisiert die Texte, indem sie beispielsweise auf die für den *Paraquarische Blumengarten* wichtige Textgrundlage *conquista espiritual* des Jesuiten Antonio Ruiz de Montoya verweist (S. 56). Hierbei leistet die Dissertation eine intensive Auseinandersetzung mit dem erwähnten Quellenkorpus, um unterschiedlichste Verräumlichungsprozesse aufzuzeigen. Der Autorin geht es in erster Linie nicht um die Beschreibung von Raum, sondern um die Frage inwiefern Sprache Raum erst hervorbringt (S. 77). Daher zeigt ihre Untersuchung durchgehend die dynamische Dimension auf, bei der der Sprachraum als Möglichkeitsraum aufgefasst wird (S. 25).

Im zweiten Kapitel „Räumlichkeit und Performativität“ wird das Quellenkorpus auf Aspekte der Kartierung, Zeit und soziale Verräumlichung hin untersucht. Schmid Heers Gedankengang liegt zu Grunde, dass gerade mit Beginn des Zeitalters der europäischen Entdeckungen, welches neue geografische Erfahrungen und Vermessungen, aber auch häufig kulturelle Kontakte mit bis dahin für die EuropäerInnen unbekanntem Völkern mit sich brachte, ein grundlegend verändertes Raumbewusstsein entwickelt wurde (S. 81). Schmid Heer vertritt hierbei überzeugend die These, dass sich Reiseberichte der Frühen Neuzeit besonders für die Untersuchung von Verräumlichungsprozessen von Neukartierungen eignen (S. 86), da sich Reiseberichte durch die Elemente Raum und Bewegung auszeichnen. Der durchreiste Raum wird in den Quellen sowohl geografisch aufgespannt, als auch sprachlich konstituiert und damit erst dem Leser/der Leserin

zugänglich gemacht. Hierbei offenbaren die Quellen ein Spannungsfeld zwischen zunehmenden territorialen Ansprüchen der Kolonialmächte und dezentralisierenden Elementen (S. 83), das den Raum dynamisch und vielschichtig erscheinen lässt. Die Wahrnehmung und sprachliche Entfaltung des Raumes hängt dabei maßgeblich von der Erfahrung und Weltanschauung des Wahrnehmenden ab, sodass es zu einer topografisch-topologischen Wechselwirkung kommt, bei der die transatlantische gefahrenvolle Raumbeschreibung des Jesuiten als göttliche Vorsehung interpretiert wird (S. 94, 103–104).

Im dritten Kapitel „Sprachraum als Möglichkeitsraum“ werden Textverfahren des Kerben und Glätten, Spiegelungen sowie Transgressionen angewandt, um ‚ordnende‘ und ‚unordnende‘ Elemente, also auch Utopisches, herauszuarbeiten. Es wird hierbei anhand von Quellenausschnitten aufgezeigt, wie ‚Alltagspraktiken‘ in den Missionen als ‚unordnendes‘ Element interpretiert werden können und damit im Gegensatz zum ordnenden Prinzip der Jesuitenkommunikation, allen voran den *Litterae annuae*, stehen (S. 125). Die Autorin bezieht sich hierbei auf Textstellen, die in der Tat das ‚ordnende‘ Prinzip zu unterwandern scheinen. Aus historischer Sicht jedoch scheint mir dieser Ansatz, obwohl durchaus mit Potential, weiterer Untersuchungen zu bedürfen: Das ‚ordnende‘ Prinzip könnte dabei genauer erklärt werden, um es in den Quellen konkreter zu erfassen; das zu untersuchende Quellenkorpus könnte quantitativ erweitert und seine Rezeption auf ‚unordnende‘ Elemente hin untersucht werden. Konkret könnte in diesem Zusammenhang der Frage nach ordensinterner Zensur nachgegangen werden.

Insgesamt greift die Dissertation auf eine Fülle an Bildmaterial unterschiedlicher Art zurück: Textauschnitte u. a. auf Latein, Deutsch und Guaraní geben Einblicke in die sprachliche Vielfalt der Mission, Fresken verdeutlichen visuell das jesuitische Selbstverständnis und Selbstbewusstsein, Karten eröffnen Einblicke, wie der Verfasser der Quellen, Anton Sepp, als auch die Leserschaft in Europa den kartografischen Raum abstrakt wahrgenommen haben müssen und Zeichnungen illustrieren eindrucksvoll kulturelle Situationen des Alltagslebens in den Missionen.

Schmid Heers interdisziplinäre Ausrichtung spiegelt sich nicht nur in ihrer literatur-kulturwissenschaftlichen Orientierung wider, sondern räumt der historiografischen Einordnung des Jesuitenordens und seiner

Missionen im Vizekönigreich Peru angemessen Platz ein. Dabei gelingt es ihr, die dichotomen Darstellungen der traditionellen Historiografie hinter sich zu lassen und vermehrt Austauschprozesse in den Vordergrund ihrer Untersuchung zu stellen (S. 38). Lediglich eine etwas nähere Beschäftigung mit der historischen Verortung der Textgrundlage wäre meiner Meinung nach wünschenswert gewesen, wollte man textliche Einflüsse von Verräumlichung sichtbar machen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass Schmid Heer ihrem Anspruch eine literatur-kulturwissenschaftliche Untersuchung vorzunehmen, um Verräumlichungsprozesse aufzuzeigen, gerecht wird und somit einen wichtigen Beitrag zur Jesuitenforschung mit angewandten raumanalytischen Ansätzen leistet.

*Javier Francisco Vallejo (Berlin)*

**Michael Welzel unter Mitarbeit von Bärbel Matthey: Die Gemälde der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Bestandskatalog (= Wolfenbütteler Forschungen 133), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2012, 591 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, ISBN 9783447067737**

Der nach der Erstveröffentlichung um 1900 erstmals wissenschaftlich bearbeitete Bestand der bekannten Barockbibliothek umfasst 150 Werke, wobei es sich vorwiegend um Bildnisse von Gelehrten und Mitgliedern der Fürstenfamilien handelt. Wie in der Einleitung ausgeführt, wurde ein Grundstock der Porträts Anfang des 18. Jahrhunderts durch Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und Gottfried Wilhelm Leibniz offensichtlich im Zusammenhang mit dem Bibliotheksneubau in Wolfenbüttel angekauft. Schon in der Antike war es üblich gewesen, Bibliotheken mit den Bildnissen von Gelehrten zu schmücken und daher wurden 1705 und 1712 zwei größere niederländische Gelehrtensammlungen aufgekauft. Diese wurden gelegentlich erweitert. Im 19. Jahrhundert wurde die Sammlung aufgrund der musealen Nutzung der Bibliothek durch weitere Stiftungen sowie Ankäufe vergrößert und 1887 in den Neubau übertragen. Die Auswahl bzw. Präsentation im Kuppelsaal der alten Bibliothek wurde für den Katalog rekonstruiert. Aufgrund dieser Funktion als historische Bibliotheksausstattung ist die künstlerische Qualität der meisten

Gemälde auch eher bescheiden und sozusagen indirekt proportional zur Qualität ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung und Publikation in diesem Katalog. So werden die einzelnen Bilder meist in mehrseitigen Texten beschrieben und analysiert, wobei der (möglichen) Provenienz ebenso wie den Vergleichsbildern nachgegangen wird. Sowohl die Sammlungsbestände als auch die Vergleichswerke sind in Farbe abgebildet. Im Bestand gibt es neben zahlreichen anonymen Gemälden Werke von mehr oder weniger unbekanntem Künstlern wie Johann Wilhelm Arnschwanger (um 1657–1717). Christoph Gertner, der Prager Schüler des Hans von Aachen, muss da schon als prominent gelten (Nr. 72 und 73). Und taucht ein berühmter Name wie Hans von Aachen (Nr. 1) oder Philippe de Champaigne (Nr. 7) auf, so wird die Freude des Lesers durch den Zusatz „Kopie nach“ getrübt. Die Kopien nach Largillière (Nr. 86) und Rigaud (Nr. 137) sind jedenfalls so schwach, dass sie wohl nie einen französischen Pinsel gesehen haben, sondern eher von einem lokalen Maler wie Querfurt ausgeführt wurden. Unter den nur kulturgeschichtlich bemerkenswerten Gemälden wie den zahlreichen Bildnissen von Reformatoren und Gelehrten sowie den Darstellungen des Herzogs August d. J. auf dem Totenbett 1666 (Nr. 28), des Kometen über Wolfenbüttel um 1680 (Nr. 29), oder von Friedrich II. im Feldlager (Nr. 51) stechen aber doch einige Arbeiten hervor. Zu nennen sind zunächst die Gemälde von Luther, seiner Gattin Katharina Bora und von Melancthon von Lucas Cranach d. Ä. (Nr. 8–11); stammen die ersten aus Helmstedt, so wurde das zweite Melancthonbildnis erst 1949 der Bibliothek übergeben. Es stammt – was der Katalog verschweigt – aus dem Bestand des Führermuseums in Linz und war 1944 in Berlin angekauft worden.\* Hervorzuheben sind außerdem Bildnisse von Balthasar Denner (Herzogin Elisabeth Sophie 1747, Nr. 14) und Georges Desmarées (Ehepaar König, Nr. 15–16), die Porträts des Bibliotheksdirektors Lessing von Christian Wilhelm Ernst Dietrich (Nr. 54) und Anton Graff (Nr. 74), *Georg I. von Großbritannien* von Sir Godfrey Kneller (Nr. 84), *Herzog Friedrich August* von Anton Wilhelm Tischbein (Nr. 112) sowie die Stifterflügel eines Altares aus Schloss Hessen von Hans Vredemann de Vries von 1590 (Nr. 141). Das künstlerisch ebenso wie kulturgeschichtlich interessanteste Stück bildete aber wohl ein Bozetto mit Apollo und den Musen von Giovanni Antonio Pellegrini. Das um 1714 in Bensberg ausgeführte Gemälde wurde von Johannes Zahlten und George

Knox als kurz vor dem Tod des Bauherrn entstandener Entwurf für das Kuppelgewölbe der Bibliotheksrunde in Wolfenbüttel interpretiert und durch eine zusätzliche Quelle bestätigt. Der Herzog August Bibliothek kann also zu einem kulturgeschichtlich wertvollen Bilderschatz gratuliert werden, der Institution und ihrem Mitarbeiter Michael Wenzel zur gediegenen wissenschaftlichen Aufarbeitung und Publikation dieses Gemäldebestandes.

*Friedrich Polleroß (Wien)*

*Anmerkung*

- \* Birgit Schwarz: Hitlers Museum. Die Fotoalben. Gemäldegalerie Linz, Wien/Köln/Weimar 2004, S. 185, Nr. XXXI/3.

**John Roger Paas: The German Political Broadsheet 1600–1700, Volume 11 1683–1685, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2012, 367 Seiten, ISBN 978-3-447-06787-4**

Umfangreiche Editionsunternehmen oder Corpuswerke haben manchmal das Problem, unvollendet auf der Strecke zu bleiben oder von der historischen Entwicklung überrollt zu werden. Das gilt in gewisser Weise auch für das 1985 gestartete Publikationsprojekt der deutschen Flugblattgrafik bzw. Einblattdrucke des 17. Jahrhunderts. Denn anstelle des Druckes eines 224 Werke umfassenden – wenn auch großformatigen – Kataloges zum Preis von nicht weniger als 988 Euro würde man heute eine DVD erstellen oder überhaupt eine im Internet zugängliche Datenbank anlegen und damit das Material in digitaler Form schneller, billiger und aufgrund der Aktualisierungsmöglichkeit wohl auch wissenschaftlich sinnvoller verfügbar machen. So sind inzwischen nicht nur tausende Graphiken der Österreichischen Nationalbibliothek, des British Museum und anderer Sammlungen im Internet zugänglich. Allein im virtuellen Kupferstichkabinett von Braunschweig und Wolfenbüttel, einem der Schwerpunktlieferanten der vorliegenden Publikation, befinden sich schon 46.000 Blätter.<sup>1</sup> Davon unberührt bleibt jedoch die Problematik der Auswahl bzw. der Zuordnung zur Gattung „political broadsheet“ (Flugblatt, Einblattdruck). Denn die Nummern P-3455 bis P-3461 sowie P-3335 und P-3356 gehören eindeutig nicht in dieses Genre, handelt es sich doch um eine Porträtserie

der Kurfürsten bzw. des Kaisers ohne tagespolitischen Bezug. Die ähnlich gestalteten druckgraphischen Bildnisse von Feldherrn konkreter Schlachten sind formal aufgrund ihrer nur wenige Zeilen umfassenden Texte wohl ebenfalls primär als Porträts anzusprechen, wenngleich die hochwertigen Kupferstiche der „Helden“ der Türkenkriege mediengeschichtlich vielleicht die gleiche Funktion für ein wohlhabenderes Publikum erfüllten wie die billigeren Einblattdrucke.

Der Kommentar zu den Bildern beschränkt sich auf eine historische Einleitung (S. 17–30) und kurze buchgeschichtliche Notizen zu den einzelnen Blättern, die in über 80 Sammlungen in Europa und den USA nachgewiesen und autopsiert wurden. Da der Band die Jahre 1683–1685 umfasst, stehen Themen des von Ludwig XIV. begonnenen Reunionskrieges sowie der Belagerung Wiens durch die osmanischen Truppen und deren Zurückdrängen auf ungarischem Territorium im Vordergrund. Die im Vorwort aufgestellte Behauptung von der Funktion der Drucke als „news of military developments“ oder wie es auf den Graphiken heißt „Wahrhaftige Abbildung“ (P-3482) sollte man jedoch nicht zu wörtlich nehmen, verraten ja nicht nur satirische Spottblätter („Türkische vor Wien gehaltene Badestube“, P-3386 bis P-3388), sondern auch die triumphalen Reiterporträts des vor den Osmanen nach Passau geflohenen Kaiser Leopold I. (P-3357 bis P-3360), dass nicht militärische Information, sondern habsburgische Ideologie und/oder Reichspublizistik zur Propagierung der „Domus Austriae Gloria“ (P-3354) gegen den „Erbfeind christlichen Namens“ im Vordergrund stand. Zumindest die schon 2000 bzw. 2003 publizierten Bücher von Maria Goluobeva<sup>2</sup> und Jutta Schumann<sup>3</sup> hätten daher berücksichtigt und ins Literaturverzeichnis aufgenommen werden müssen. Einen kleinen Nebenschauplatz bilden die Blätter, die sich mit dem Schicksal des Fürsten Imre Thököly auseinandersetzen. Vier Stücke davon, die Nummern P-3495, P-3498, P-3500 und P-3505, haben sich auch im Schlossarchiv Ottenstein (Niederösterreichisches Landesarchiv St. Pölten) erhalten und weisen damit den Grafen Leopold Joseph von Lamberg als Käufer bzw. Besitzer solcher Einblattdrucke aus.<sup>4</sup> Unter den wenigen nicht-militärischen Darstellungen fallen vor allem drei zeremonielle Einzüge auf (Fürstbischof Sebastian von Pötting von Passau auf dem Reichstag in Regensburg, P-3462; Kurfürst Max Emanuel von Bayern und Erzherzogin Maria Antonia in Wien, P-3463 und P-3466). Vielleicht waren ja die Verleger und ihr

Publikum mit der Wiener Türkenbelagerung so ausgelastet, dass daneben kaum Flugblätter anderer Thematik erschienen. Trotz aller Einwände und Kritik ist die Bereitstellung solchen Materials im Zeitalter des *iconic turn* der Geschichtswissenschaften natürlich begrüßenswert, und das Projekt sollte auch in der geplanten Form noch zum Abschluss gebracht werden.

*Friedrich Polleroß (Wien)*

#### Anmerkungen

- 1 <http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de>.
- 2 Maria Goluobeva: *The Glorification of Emperor Leopold I in Image, Spectacle and Text* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte 184), Mainz.
- 3 Jutta Schumann: *Die andere Sonne. Kaiserbild und Medienstrategien im Zeitalter Leopolds I.* (= Colloquia Augustana 17), Berlin.
- 4 Friedrich Polleroß: *Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706)*, Petersberg 2010, S. 236, Abb. 208.

**Anna Schreurs u.a. (Hg.): Unter Minervas Schutz. Bildung durch Kunst in Joachim von Sandrarts ‚Teutscher Academie‘, Wiesbaden: Harrasowitz Verlag 2012, 260 Seiten, ISBN 978-3-447-06777-5**

Der deutsche Maler und Kunstschriftsteller Joachim von Sandrart (1606–1688) galt lange als eher mittel-mäßiger und nicht besonders interessanter Künstler. Erst durch die kulturwissenschaftlichen Fragen nach europäischem Kulturtransfer, Bildung durch Reisen, Kunstreproduktionen und -literatur sowie Akademie- und Sammlungsgeschichte fand seine Person in den letzten Jahren wieder verstärkt das Interesse der Kunstwissenschaft. So veranstaltete die *Bibliotheca Hertziana* in Rom 2006 eine internationale Tagung über den Künstler, bei der die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland im Vordergrund standen. Die Vorträge wurden 2009 im Hirmer-Verlag publiziert.<sup>1</sup> Die Kunsthistorischen Institute in Frankfurt am Main und Florenz starteten eine Internet-Edition der *Teutschen Academie* (Sandrart.net), die sozusagen eine Verbindung von Kunstgeschichte und Künstlerlehrbuch darstellt. Der Abschluss dieser Internetpublikation wurde mit einer Ausstellung in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel gefeiert.

Der hier vorzustellende Katalog begleitete diese Ausstellung, in der verständlicherweise die literarisch-intellektuelle, graphisch-reproduzierende und verlegerische Tätigkeit Sandrarts im Mittelpunkt stand. Gezeigt wurden daher vorwiegend Bücher und einzelne Kupferstiche sowie einige Zeichnungen und dreidimensionale Objekte. Im thematisch gegliederten Katalogteil (S. 124–242) leiten kurze Aufsätze von den Projektmitarbeiterinnen die Abschnitte ein: zur Biographie (Christina Posselt), zu den Mitarbeitern der *Teutschen Academie* (Julia Kleinbeck), zur Antikenrezeption (Carolin Ott und Saskia Schäfer-Arnold) sowie zu Sandrarts Bedeutung für die Kunstakademien (Julia Kleinbeck und Carolin Ott). Vorangestellt sind einige Aufsätze, in denen auch Fachleute außerhalb des Projektes zu Wort kamen. Einleitend beschreibt Anna Scheurs die Zielrichtung der Publikationen Sandrarts (S. 21–31), die die Bildung der Kunstliebhaber zum Ziel hatten. Betont wird, dass das Deutschtum im Titel nicht nationalistisch zu deuten ist, sondern sich allein auf die Verfügbarmachung europäischer Kunstlehre in deutscher Sprache beziehe. Dennoch sollte damit die Kunstproduktion in den deutschsprachigen Ländern verbessert werden, wie es auch die Absicht der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ war, in die Sandrart 1676 aufgenommen wurde. Die parallelen Ziele bzw. Beeinflussungen der beiden Institutionen des 17. Jahrhunderts werden im Aufsatz von Andreas Herz (S. 33–41) behandelt. Der Porträtmalerei in Sandrarts Oeuvre im Allgemeinen und den graphischen Künstlerbildnissen der *Teutschen Academie* im Besonderen ist der Beitrag von Christina Posselt (S. 43–52) gewidmet. Nicht zuletzt als Porträtist der kaiserlichen Familie in den Adelsstand erhoben, räumte der Nürnberger Künstler auch dieser häufig gering geschätzten Bildgattung einen entsprechenden Stellenwert in seinen Texten ein. Der zweite Abschnitt der Einleitung behandelt die Künstler der *Teutschen Academie*. Esther Meier stellt – wie auch in ihrer parallel erschienenen Monographie<sup>2</sup> die Bedeutung der Konfession innerhalb des Werkes vor. Sandrart, der selbst Calvinist war, äußerte sich jedoch in den Künstlerviten sehr diskret über die Religionszugehörigkeit der Künstler und die dadurch verursachten Probleme des konfessionellen Zeitalters. Als Malerunternehmer hatte er natürlich kein Verständnis für Bilderstürmer, versuchte aber seine zahlreichen Altarbilder für katholische Auftraggeber eher aus der künstlerischen als der theologischen Sicht vorzustellen. Saskia Schäfer-Arnold würdigt die

Bedeutung der Skulptur in der *Teutschen Academie* (S. 61–70). Obwohl Sandrart im Gattungsstreit natürlich zugunsten der Malerei argumentierte, räumte er vorwiegend den antiken Bildwerken, aber auch zeitgenössischen Skulpturen eines Gian Lorenzo Bernini oder François Duquesnoy Platz ein. Brigitte Kuhn-Forte untersuchte Sandrarts Studium antiker Skulpturen zuerst in London und dann in Rom, vor allem im Zusammenhang mit dem Stichwerk *Galleria Giustiniana* (S. 73–86). Für Sandrarts „Verlebendigung“ dieser Statuen sei aber wohl auch die Zeichentätigkeit Rubens anregend gewesen. Die hier bereits angeschnittene Frage nach literarischen und graphischen Vorlagen wird im Aufsatz von Carolin Ott ausführlicher analysiert (S. 87–98). Die Darstellungen nach teilweise im Text genannten Vorbildern in antiquarischen Publikationen und Stichserien werden von Sandrart häufig verändert oder neu kombiniert. In einem weiteren Kapitel behandelt Andreas Tacke die Idee der Kunstakademie und ihrer Zeichnungsstudien nach lebendem Modell, die Sandrart bei seinem niederländischen Lehrer Honthorst kennen gelernt hat, während er zuvor nur mit zünftischer Kunsttätigkeit vertraut gemacht wurde (S. 101–111). Susanne Meurer spürt hingegen den technischen und finanziellen Aspekten der Sandrartschen Buchproduktion nach (S. 113–121). Der Buchpreis entsprach bei einer Auflage von 800 Stück etwa dem Monatsgehalt eines Malergesellen. Abschließend stellt Julia Kleinbeck einige deutschsprachige „Kunstabchlein“ aus den eineinhalb Jahrhunderten vor Sandrarts Monumentalwerk vor (S. 123–133).

Der mit zahlreichen Abbildungen versehene handliche Band stellt nicht nur ein nützliches Handbuch mit Informationen zu Sandrarts *Teutscher Academie* dar, sondern bietet zu allen daran aufgehängten Fragen vielfältige Informationen in gut lesbarer Form. Den Autoren und Autorinnen sei daher ebenso für ihre Arbeit gedankt wie den Veranstaltern der Ausstellung bzw. Initiatoren des Kataloges.

Friedrich Polleroß (Wien)

#### Anmerkungen

- 1 Sybille Ebert-Schifferer/Cecilia Mazzetti di Pietralata (Hg.): Joachim von Sandrart. Ein europäischer Künstler und Theoretiker zwischen Italien und Deutschland (= Römische Studien der Bibliotheca Hertziana 25), München 2009.
- 2 Esther Meier: Joachim von Sandrart. Ein Calvinist im Spannungsfeld von Kunst und Konfession, Regensburg 2012.



Florian Kerschbaumer/Tobias Winnerling (Hg.): *Frühe Neuzeit im Videospiele. Geschichtswissenschaftliche Perspektiven (= Histoire 50)*, Bielefeld: Transcript 2014, 336 S., ISBN 978-3-8376-2548-6

Viele HistorikerInnen mögen das digitale Spiel als ein der geschichtswissenschaftlichen Betrachtung weitgehend entzogenes Phänomen ansehen, als ein popkulturelles Wellengekräusel in den gegenwartsnahen Uferzonen der Geschichte. Und doch ist das digitale Spiel auch in der Geschichtswissenschaft kein unbeachtetes Thema mehr. Weshalb das so ist, machen die Herausgeber des vorliegenden Bandes schnell klar: Sehr viele Computerspiele verarbeiten historische Stoffe. Zudem sind sie ein beliebtes Medium, weitaus populärer als historische Sachbücher oder sogar Historienfilme. Die Herausgeber schlagen dafür den Begriff „historisierende Videospiele“ vor: „Sie produzieren fremdartige Zeiten. Sie historisieren.“ (S. 14)

Es sind vor allem HistorikerInnen jüngerer Jahrgänge und mit persönlicher Spielerfahrung, die sich in den letzten Jahren diesem Gegenstand zugewandt haben. In ihrer theoretischen Ausrichtung und ihrem methodischen Zugriff sind sie stark von Disziplinen beeinflusst, die schon wesentlich früher „zu spielen“ begonnen haben. Zu nennen sind vor allem die Medien- und die Filmwissenschaften sowie die junge Disziplin der *Game Studies*.

Die eindrucksvolle inhaltliche und methodische Bandbreite der im vorliegenden Band versammelten Aufsätze illustriert dies nachhaltig. Erwähnt sei beispielsweise Simon Maria Hassemers origineller methodischer Ansatz zur Untersuchung von Computerspielen. Er geht davon aus, dass Videospiele im Unterschied zu Film oder Literatur kein fertiges Produkt sind, sondern immer einen Moment subjektiver und nicht reproduzierbarer Erfahrung beinhalten. Daher plädiert Hassemer für die videografische Dokumentation von Spielprozessen und für die Einbeziehung von Spielaufzeichnungen in die Analyse von Spielen. Simon Huber skizziert eine von Claus Pias inspirierte medienarchäologische Untersuchung der filmischen Zwischensequenzen in Spielen und wirft damit ein Schlaglicht auf einen wenig beachteten Aspekt der Geschichte des Videospiele. Ganz buchstäblich einem Randthema widmet sich Adam Chapman, der die Bedeutung des *off-screen space* untersucht, also des nicht dargestellten aber in der Imagination der Spielenden evozierten Raumes jenseits des Bildschirmrandes. Tim Raupach

und Martin Weis verhandeln die komplementären Phänomene der Erzeugung von Authentizität in Computerspielen und den Umgang mit dem Ahistorischen, das die Spielmechanik auch in historisierenden Spielen erzwingt. Gleich zwei Aufsätze widmen sich der Darstellung von Piraten in Computerspielen und wie hier populärkulturelle Projektionen neue Interpretationen erfahren (Gunnar Sandkühler und Eugen Pfister). Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit Aspekten der *Assassin's Creed*-Spiele, so etwa mit der simulierten und interaktiv erfahrbaren Städtearchitektur (Gernot Hausar), mit der Funktion von Spielen innerhalb des Spiels (Andreas Fischer) oder mit den Möglichkeiten einer geistesgeschichtlichen Annäherungen an diese Spiele (Sinem Kılıç).

Angesichts dieses breiten inhaltlichen Spektrums war es offensichtlich nicht leicht, eine inhaltliche Strukturierung des Bandes vorzunehmen. Die Herausgeber unterscheiden zwischen Beiträgen, die sich damit beschäftigen „was historisiert wurde“, und Beiträgen, die untersuchen „wie historisiert wurde“. Gleichzeitig ist der Band in zwei Teile gegliedert. Der erste versammelt acht Beiträge, die sich mit Fragen der Methodologie und Theorie auseinandersetzen, den zweiten Teil bilden sieben Aufsätze, die als Fallstudien bezeichnet werden und vor allem einzelne Spiele analysieren. Notwendigerweise sind die Grenzen fließend, weder kommen die Beiträge des ersten Teiles ohne (durchaus eingehend vorgestellte) Fallbeispiele aus, noch sind die Beiträge des zweiten Bands theoriefern.

Bei aller inhaltlichen Breite fällt auf, dass einige wenige Spiele-Titel bevorzugt zum Studienobjekt gemacht werden, während abseits des Mainstreams verortete Spiele kaum Beachtung finden. *Assassin's Creed* dominiert das Feld mit großem Abstand, in insgesamt acht Beiträgen werden die Spiele dieser Reihe eingehender betrachtet. Es folgen weit abgeschlagen *Age of Empires* und *Total War*. Dieses Ungleichgewicht ist zum Teil sicher der thematischen Vorgabe Frühe Neuzeit geschuldet. Es lässt sich auch argumentieren, dass etablierte Produkte wie *Assassin's Creed*, *Age of Empires* oder *Civilization* einen weitaus größeren Personenkreis erreichen. Daher empfehlen sie sich besonders für eine Analyse populärkultureller Diskurse und Historisierungsphänomene. Vielleicht greifen auch für den Massenmarkt konzipierte Spiele bevorzugt historische Themen auf, das wäre für sich genommen schon eine untersuchenswerte Frage.

Trotzdem ist festzuhalten, dass das Angebot an Spielen

mittlerweile sehr heterogen ist und die Produkte unabhängiger Spieleentwickler an Bedeutung gewonnen haben. Lutz Schröder trägt dem mit seinem Beitrag über *Modding* insofern Rechnung, als er verdeutlicht, dass die Untersuchung von *Mods* und *Modding-Communities* wertvolle Einblicke in die kritische Auseinandersetzung der SpielerInnen mit bestimmten historischen Thematiken ermöglicht.

Wenn man einen Kritikpunkt anbringen will, dann wäre wohl auf den Titel dieses Sammelbandes zu verweisen. Geschichtswissenschaftliche Perspektiven auf die Frühe Neuzeit in Videospiele erhält man nur bedingt, vielmehr bleibt der Umgang mit der Frühen Neuzeit seltsam unbestimmt. Die vorwiegend behandelten Spieletitel (s. o.) sind zwar thematisch in der Frühen Neuzeit angesiedelt, aber nur wenige AutorInnen diskutieren die Kategorie der Frühen Neuzeit, was sie ausmacht und was von ihr Eingang in Computerspiele findet. Eine Ausnahme bildet der Beitrag Anton Zwischenbergers. Er vergleicht die unterschiedliche Bedeutung von Epochengrenzen in *Age of Empires* und *Europa Universalis* und weist auf historische Prozesse wie die frühneuzeitliche Hexenverfolgung hin, die in Aufbau- und Strategiespielen in der Regel unbeachtet bleiben. Vermutlich werden aber historisch gebildete LeserInnen dies nicht als Defizit empfinden, lässt sich doch aus den Beiträgen implizit durchaus etwas darüber erfahren, welche Vorstellungen von der Frühen Neuzeit in Videospiele integriert werden und wie sie von Spielenden aufgegriffen werden.

Allein aufgrund der Fülle und der innovativen Ansätze der versammelten Beiträge ist dieser Band zu empfehlen. Er verspricht zum einen Ertrag für LeserInnen, die mit dem Feld vertraut sind, da viele der Beiträge auf hohem theoretischen Niveau verfasst sind und sich durch große Originalität auszeichnen. Zum anderen profitieren sicher auch Studierende der Geschichte von der großen Bandbreite an Inhalten und Methoden, die hier vorgestellt werden und die in ihrer Gesamtheit einen nützlichen Überblick über mögliche Themen und Zugänge bieten.

Josef Köstlbauer (Wien)

Iris Lauterbach/Thomas Weidner (Hg.): *Die Münchner Moriskentänzer. Repräsentation und Performanz städtischen Selbstverständnisses*. München: Zentralinstitut für Kunstgeschichte 2013 (= *Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München* 32), 214 Seiten, ISBN: 978-3-9806071-9-3

Die zehn aus Lindenholz geschnitzten Münchner Moriskentänzer zählen zu den Höhepunkten süddeutscher Kunst am Ende des Mittelalters. Einem datierten Eintrag im Stadtkammerbuch zufolge hatte sie der oberpfälzische Bildhauer und Architekt Erasmus Grasser 1480 fertiggestellt. Damals war Grasser erst fünf Jahre in München ansässig, wo die Zunft der „Maler, Schnitzer, Seidennater und Glaser“ mit dem Vorwurf, er sei verworren und arglistig, seine Zulassung erfolglos zu verhindern suchte. Seit 1930 befinden sich Grassers Moriskentänzer im Münchner Stadtmuseum. Davor schmückten sie 450 Jahre lang den Festsaal des Alten Rathauses bzw. Tanzhauses. Sie standen dort als Konsolfiguren jeweils von einem kleinen Bogen hinterfangen in fünf Metern Höhe am Gewölbeansatz, wo sie einen langen Wappenfries unterbrachen bzw. flankierten.

2009 widmeten ihnen das Münchner Stadtmuseum und das Zentralinstitut für Kunstgeschichte eine Tagung, aus der 2013 die hier besprochene Publikation mit zehn sehr lesenswerten Beiträgen hervorging. Richard Bauer beschreibt zunächst die kommunalen und landesfürstlichen Interessen, in deren Kontext sowohl die Neue Frauenkirche als auch das Tanzhaus entstanden waren, und sieht in den Ausstattungsprogrammen eine „maßlose fürstliche Selbstdarstellung, die unter Albrecht IV. das Werk der Bürger nach Gutdünken überformte und umprägte“ (S. 19).

Thomas Weidner interpretiert im zweiten Beitrag das heraldische Deckenprogramm des Tanzhauses, das den Anspruch der Wittelsbacher auf die Kaiserwürde zum Inhalt hat. Unter seinen zahlreichen Abbildungen stechen neben alten Saalansichten und Umbautwürfen besonders die Photographien früherer Präsentationen der Moriskentänzer im Stadtmuseum hervor. So standen die Figuren in den 1930er-Jahren auf frei stehenden Pfeilern, von denen sie wie im Tanzsaal auf die Betrachter herabblickten, aber auch die Möglichkeit boten, jeden der Morisken von allen Seiten zu betrachten. Diese Präsentation sowie die damals verwendeten Benennungen der Figuren als „Schneiderlein“, „Mohr“ etc. lehnt Weidner entschieden ab.

Beides geht auf den damaligen Direktor des Stadtmuseums Philipp Maria Halm zurück, der in der ersten Grasser-Monographie 1928 die These aufstellte, die Figuren würden ganz bestimmte Personen eines Tanzspieles wiedergeben. Hinter ihrer auffälligen Individualisierung vermutet Weidner hingegen den bewussten Wunsch nach *varietà*, wie sie bereits Alberti 1435/36 in seinem Malereitratat gefordert hatte. Abschließend diskutiert Weidner die interessante Diskrepanz zwischen den 16 bezahlten und den zehn existierenden Moriskentänzern. Da die Zahl 10 durch die Gewölbeinteilung vorgegeben war, spricht diese Unstimmigkeit für eine nach dem Auftrag erfolgte Planänderung. Weidner folgt der Hypothese von Johanna Müller-Meiningen (1970), wonach zwei Figuren, die 15–20 cm größer sind als die übrigen, einer früheren Arbeitsphase angehören könnten. Der Rezensent fragt sich, ob die sechs fehlenden Figuren vielleicht eine nicht überlieferte Einrichtung dekorierten, etwa einen zentralen Kronleuchter. Ein solcher hätte nämlich die Möglichkeit geboten, die in spätgotischen Moriskentänzen obligate Frau Minne nach Art der Marienfigur eines Muttergottesleuchters im Zentrum des Tanzsaales schweben zu lassen. Jedenfalls schließt der Eintrag im Stadtkammerbuch eine weibliche Figur nicht aus; darin ist nämlich keineswegs von Moriskentänzern die Rede, sondern von sechzehn Bildwerken eines Moriskentanzes: „xvj pilden maruschka tanntz“ (S. 106). Es muss kein Zufall sein, dass die von Mauriken und Moresca abgeleitete Bezeichnung „Maruschka“ einem weiblichen (polnischen) Kosenamen entspricht.

Julian Jachmann beleuchtet in seinem Beitrag die soziale Funktion des süddeutschen kommunalen Tanzsaales. Darin relativiert er Richard Bauers Deutung des Deckenprogramms als Ausdruck maßloser Selbstdarstellung des Bayernherzogs. Das Programm wäre nämlich auch den städtischen Interessen entgegengekommen, indem der Doppeladler an die vom Kaiser verliehenen Privilegien erinnerte. Die närrischen Moriskentänzer störten dabei keineswegs. Jachmann weist in diesem Zusammenhang auf die karnevaleske Festkultur hin, in der herrschaftliche Ordnungen kurzfristig außer Kraft gesetzt und gerade dadurch gefestigt wurden.

Lorenz Welker untersucht den Moriskentanz bzw. die Moresca in Hinblick auf eine Rezeption des Fremdartigen und spricht von „Hybridbildungen zwischen Preistanzen, Narrentänzen und tänzerisch-szenischen Darstellungen eines mittelalterlichen ‚Clash of

Civilisations‘ zwischen christlicher und islamischer Welt“ (S. 20). Welker zitiert zunächst Monika Woitas (1998), nach der die Moresca in fünf Typen ihre Ausprägung fand, und fügt diesen noch den englischen „Morris Dance“ hinzu. Vor 1500 lässt sich jedoch nur der Typ des Preistanzes feststellen, worin eine schöne Dame als Allegorie der weltlichen Liebe den verrücktesten Teilnehmer mit einem Apfel oder einem Fingerring belohnt. Besonders interessant ist Welkers Feststellung, dass allen Typen eines gemeinsam ist: Sie führen das Fremde nur im Erscheinungsbild der Tänzer vor, während in der überlieferten Musik keine Exotismen festzustellen sind – und das, obwohl doch die Begriffe Moriskentanz, Moresca etc. auf eine maurisch-orientalische Herkunft verweisen und Berichte von geschwärzten Gesichtern sogar auf einen schwarzafrikanischen Ursprung schließen lassen. Die bizarren Tänze, mit denen die höfische und frühbürgerliche Gesellschaft ihre Xenophobie verarbeitete, könnte sich nach Welker zum Teil auch aus dem Horror unerklärlicher Nervenkrankheiten gespeist haben. Für diese Annahme spricht der Umstand, dass die größten Tanzwutepidemien für 1374 und 1463 dokumentiert sind.

Manuel Teget-Welz geht der Frage nach, auf welche Weise Grasser zu seinen expressiven Bewegungsdarstellungen gelangte. Wie Teget-Welz an mehreren Beispielen darlegt, setzte die Darstellung eines Moriskentanzes keineswegs die von Grasser geformten raumgreifenden Drehbewegungen und Verschränkungen voraus. Diese entstanden vielmehr aus dem Zeitstil heraus. Niclas Gerhaert van Leydens Engelsfiguren vom Nördlinger Hochaltar (1462) könnten Grasser direkt inspiriert haben, während Kupferstiche des Meisters ES als Vermittler in Frage kommen. Den Grund, warum Grasser den neuen Figurenstil in seinen Morisken so überzeugend umsetzen konnte, vermutet der Rezensent auch in einer langen Darstellungstradition von im Tanz verschränkten Beinen und gedrehten Körpern, die sich über mittelalterliche Drollerien bis auf antike Darstellungen dionysischer Tänze zurückverfolgen lässt.

Thomas Eser widmet seinen Beitrag den heftig bewegten Tänzen im Kontext der höfisch-frühbürgerlichen Affektkontrolle. Er stellt die These auf, dass Moriskentänze die durch zunehmende Triebkontrolle unterdrückten Emotionen kompensierten, das heißt als Maskerade oder Parodie auch ehrenwerten Bürgern und Adligen völlige Ausgelassenheit erlaubten. Dabei

war die Parodie durchaus rassistischer Art. Eser zieht dabei eine einleuchtende Parallele zu den amerikanischen Minstrel Shows des 19. Jahrhunderts, in denen Weiße mit geschwärzten Gesichtern und bizarren Bewegungen die afrikanischen Sklaven und ihre Musik nachäfften. Eser erwähnt auch Paul Vandenbroecks These, wonach Bewegungsart und Rhythmus des Moriskentanzes entsprechend den ursprünglichsten Tanzfunktionen Trancezustände bzw. Ekstase erzeugten. Wenngleich ein solcher Nebeneffekt nicht ausgeschlossen werden kann, ist er im Kontext der bewussten Parodie wenig wahrscheinlich. Zweifellos aber war es ein großer Genuss, sich im erlaubten Rahmen ungehemmt gebärden zu dürfen. Darüber hinaus fungierten Moriskentänze als Sittensatire, weil die zentrale Figur der Frau Minne auf die niedere Minne bzw. das Laster der Wollust verwies. Eser kommt in diesem Zusammenhang auf die Steinreliefs der Moriskentänzer unter dem Innsbrucker Goldenen Dachl zu sprechen, wo an zentraler Stelle die Gemahlinnen Maximilians ihren offenen Dekolletés und dem Preisapfel zufolge in die Rolle der Frau Minne schlüpfen. Abschließend stellt Eser die These auf, dass der tanzende Renaissanceputto als Erbe des Morisken zu betrachten ist, weil er „ästhetisch konsensfähiger und formal vielfältiger“ war (S. 115). Hier fragt sich der Rezensent jedoch, ob die Ablöse der Moriskentänzer durch die tanzenden Eroten nicht eher auf die Begeisterung für die römische Antike zurückzuführen ist und nicht zuletzt auf den Umstand, dass der Moriskentanz schlicht aus der Mode gekommen war.

Johannes Pietsch untersucht in seinem Beitrag die Bekleidung der Münchner Moriskentänzer und erklärt ihre Vielfalt damit, dass Moriskentänzer als Angehörige des „fahrenden Volkes“ von einer kommunalen Kleiderordnung ausgenommen waren. Ob es sich tatsächlich um „fahrendes Volk“ handelte, scheint jedoch fraglich. Schließlich trägt einer der Innsbrucker Moriskentänzer das Wappen der Wolkenstein auf dem Wams. Außerdem stünde eine Kleiderordnung im Widerspruch zu Maskeraden und der damit verbundenen temporär erlaubten Befreiung von Konventionen. Den Münchner Figuren vergleichbare Kostüme fand Pietsch in den 1480er-Jahren in der Kunst des mittelhessischen Hausbuchmeisters und des polnisch-bayrischen Malers Jan Polack. Pietsch kommt auch auf die in der spätgotischen Malerei nicht seltene Kombination von europäischem Gewand und Turban zu sprechen. Hier möchte der Rezensent ergänzen,

dass sich dieser scheinbare Widerspruch daraus erklärt, dass heidnische Kopfbedeckungen unabhängig von der übrigen Bekleidung als Kennzeichen unchristlicher Menschen fungierten. Aus der mittelalterlichen Verknüpfung von Ungläubigen und Narren lässt sich auch die Besonderheit erklären, dass mitunter ein Christenfeind eine weibliche Kopfbedeckung trägt, wie dies auch bei Grassers *Moriskentänzer mit Frauenhut* der Fall ist. Pietsch weist auf die altniederländische Herkunft dieser Kopfbedeckung hin und stellt sie auch bei Jan Polack an einer komischen männlichen Figur fest. Zu ergänzen wäre hier, dass die Idee, einen Mann mit Frauenhut zu malen, ebenfalls aus den Niederlanden stammen könnte: In Hieronymus Boschs nur wenig früher gemaltem Frankfurter „Ecce Homo“ trägt ein Knecht einen scheibenförmigen Turban, wie er damals von Frauen der Roma getragen wurde.

Im achten Beitrag stellt Hans Ramisch die rhetorische Frage, ob denn über Grasser schon alles gesagt sei. Nach einem Überblick über sämtliche Studien und Monographien weist Ramisch auf die große Unsicherheit bei der Zuschreibung bildhauerischer Arbeiten an Grasser hin; denn die Zahl schwankt zwischen 17 und 47 ganz beträchtlich. Um die Grenzen des Werkkomplexes besser umreißen zu können, empfiehlt er eine gründliche Aufarbeitung der archivalischen Quellen, das heißt weitere Untersuchungen kirchlicher und adeliger Patronagen, aber auch der Verhältnisse innerhalb der Münchner Zunft, von der Grasser auch seiner unehelichen Geburt wegen ablehnt wurde.

Die letzten beiden Beiträge beschäftigen sich mit der Rezeptionsgeschichte im 20. Jahrhundert. Zunächst beschreibt Ulrich Kirstein die Rezeption der Münchner Moriskentänzer im Nationalsozialismus, der sie als Ausdruck urdeutschen Humors wertschätzte und in ihnen den „Geist der altgermanischen Linienphantasie“ (Wilhelm Pinder) verkörpert sah. Daher überrascht es wenig, wenn auf einem 1933 publizierten Foto von Hitlers rustikalem Wohnzimmer auf dem Obersalzberg die Kopie eines Moriskentänzers zu sehen ist. Es handelte sich um den sogenannten Zauberer, der mit seiner Grimasse, den hochgezogenen Schultern und der Löwenmütze (Drachenkopfmütze?) zu den expressivsten der zehn Figuren zählt. Vermutlich handelte es sich um ein Geschenk von Münchner Parteifreunden als Erinnerung an Hitlers politische Anfänge in München, denen die Stadt auch den Ehrentitel „Hauptstadt der Bewegung“ bescherte. Auch sonst blieb die Rezeption von Grassers Moriskentänzern auf

München beschränkt, sei es in Festzügen, am Stadtbau oder in Richard Billingers *Ein Stück vom Erasmus Grasser*, das 1942 im Alten Rathaus uraufgeführt wurde. In der Münchner SS Manufaktur Allach wurde von KZ-Häftlingen aus Dachau eine Serie von fünf verkleinerten Moriskentänzern als weiß glasierte Porzellan-Nippes hergestellt. Angesichts dieser Rezeption spätgotischer Figuren in Form von kleinbürgerlichem Zimmerschmuck führt uns Kirsteins Aufsatz anschaulich vor Augen, wie schmal der Grad zwischen Kunst und Kitsch sein kann.

Im letzten Beitrag schreibt Iris Lauterbach über den Kunsthistoriker, Photographen und Filmemacher Carl Lamb (1905–1968) und seinen 1955 fertiggestellten Film *Die Moriskentänzer des Erasmus Grasser*. Lamb, der die Idee zum Film hatte, das Drehbuch schrieb und Regie führte, ließ sich von seinem Lehrer Wilhelm Pinder für die raumgreifenden Bewegungen der Morisken begeistern und sah im Medium des Films die beste Möglichkeit, diese erfahrbar zu machen. Zu diesem Zweck ließ er die Figuren auf drehbaren Scheiben vor der Kamera tanzen, und zwar mit wechselnden Geschwindigkeiten, Drehrichtungen und Figurenkombinationen. Die einzelnen Tänzer wurden von einem Sprecher in Knittelversen vorgestellt, die Lamb selbst verfasst hatte. Gegen Ende des Films sieht man den Kupferstich *Moriskentanz im Rankenwerk* von Israhel van Meckenem und hört dazu eine auf die zentrale Frauenfigur bezogene Mahnung: „Oh, nehmt euch vor Frau Welt in acht, / Dass sie euch nicht zum Narren macht!“ (S. 161). Dass Lamb von „Frau Welt“ anstatt von „Frau Minne“ oder „Venus“ schrieb, hatte wohl primär einen reimtechnischen Grund, doch ist die Gleichsetzung von Frau Welt und Frau Minne auch historisch stimmig und wurde nicht erst, wie Lauterbach vermutet, von Lamb vorgenommen. Zwei Filme Lambs gingen seinem Morisken-Film voraus: 1936 *Raum im kreisenden Licht*, in dem er das Innere der Wieskirche bei wechselndem Tageslicht mit Zeitraffer in Bewegung brachte; und 1949 der Film *Meister des Porzellans – Bustelli*, in welchem Lamb die Rokokofiguren aus Nymphenburger Porzellan ähnlich choreographiert auftreten ließ wie später die Morisken. Lauterbach legt auch dar, wie der Kulturfilm im Bereich der bildenden Kunst schon lange vor Lamb mit Hans Cürli in Berlin begann. Cürli, der ebenfalls Kunsthistoriker war, filmte bereits 1919 Kleinplastiken aus Berliner Museen. Von ihm übernahm Lamb die Idee dreidimensionale Skulptur auf drehbare Scheiben

zu stellen, um sie wie bei einem Rundgang nahtlos aus allen Richtungen erleben zu können. Übrigens kann der Rezensent der Kritik von Weidner und Lauterbach, dass ein allseitiges Betrachten der Figuren ihrer historischen Aufstellung widerspricht, nicht ganz zustimmen. Schließlich entspricht auch die aktuelle Präsentation in Vitrinen nicht der historischen Aufstellung. Außerdem lässt sich nicht ausschließen, dass die übrigen sechs bestellten Figuren existierten und auf einem Kronleuchter stehend von allen Seiten zu bestaunen waren, bevor sie einer frühen Modernisierung zum Opfer fielen. Hier zeigt sich, dass selbst eine Publikation wie die vorliegende, die sämtliches Faktenwissen zusammenträgt und auf höchstem Niveau interpretiert, nicht alle Fragen beantworten kann, und das ist gut so.

Erwin Pokorny (Wien)

**Irene Kubiska-Scharl/Michael Pölzl: Die Karrieren des Wiener Hofpersonals 1711–1765. Eine Darstellung anhand der Hofkalender und Hofparteiprotokolle (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 58). Innsbruck: Studienverlag 2013, 756 Seiten, mit zahlreichen s/w- und Farbabbildungen, EUR 58,90, ISBN: 978-3-7065-5324-7**

Rund 2.000 Männer und Frauen arbeiteten im 18. Jahrhundert für den Wiener Hof. Diese Zahl beeindruckt und die vorliegende Studie, die sich diesen Menschen widmet, tut es auch. Es ist ein ambitioniertes Projekt, das dahintersteckt. Das Buch ist ein erstes Ergebnis des dreijährigen FWF-Projekts *Personal und Organisation des Wiener Hofes 1715–1806* (Laufzeit: Oktober 2011 bis September 2014) und fokussiert anhand der kaiserlichen Hof- und Ehrenkalender, die aus verschiedenen Bibliotheken zusammengetragen wurden, sowie anhand der Hofparteiprotokolle aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv die höfische Ämterstruktur in der Zeit von 1711 bis 1765. Diesem ersten soll ein zweiter Band folgen, der das Hofpersonal in der Zeit vom zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Heiligen Römischen Reichs in den Blick nimmt.

Das Buch intendiert einerseits die Herkunft, Karrierechancen und Tätigkeitsfelder jener Menschen zu analysieren, die im Untersuchungszeitraum einem der

kaiserlichen Hofstaaten angehörten. Als FunktionsträgerInnen des Wiener Hofstaats verstehen die Autorin und der Autor all jene Menschen, die erstens ein Amt im Haushalt der Herrscherfamilie bekleideten, zweitens in der höfischen Ämterstruktur verortet werden können, drittens ihr Amt relativ regelmäßig persönlich ausübten und viertens in einem Hofkalender genannt wurden (vgl. S. 24). Andererseits präsentiert sich das Werk auch als Gesamtedition jener Amts- und FunktionsträgerInnen, die in den beiden verwendeten Quellengruppen – den Hofkalendern (1715–1765) und Hofparteienprotokollen (1711–1765) – namentlich aufscheinen. Diese Personen werden im zweiten Teil sowohl nach Hofstaatszugehörigkeit und Funktion (S. 303–528) als auch in alphabetischer Reihenfolge (S. 529–740) aufgelistet, wodurch dem Buch der Charakter eines Nachschlagewerkes zum Wiener Hofstaatspersonal zukommt. So lobenswert die Publikation dieser für HistorikerInnen recht nützlichen und interessanten Listen auch sein mag, erschließt sich der Rezensentin nicht, weshalb dafür das Medium Buch und nicht etwa eine online verfügbare Datenbank gewählt wurde. Die Listen nehmen mehr als die Hälfte des 756 Seiten dicken Buches ein und zeigen zwar beeindruckend auf, wie konsequent und fleißig Irene Kubiska-Scharl und Michael Pözl gearbeitet haben. Sie wären aber in digitaler Form und somit textdurchsuchbar gewiss von noch größerem Nutzen für die *scientific community* und würden sich vermutlich auch noch breiterer Rezeption erfreuen, als dies für die leider etwas klobige Paperback-Ausgabe zum Verkaufspreis von 58,90 Euro vermutet werden darf.

Trotz dieser kleinen, eher am Format als am Inhalt ausgerichteten Kritik: Das Buch hat Potenzial, zum Standardwerk über das Wiener Hofpersonal im 18. Jahrhundert zu werden. Dies liegt nicht allein am editorischen zweiten Teil, sondern ist auch den kenntnisreichen Darstellungen im ersten, knapp 300 Seiten umfassenden Teil geschuldet. Dieser widmet sich nach einer einleitenden Darstellung des Forschungsstandes zu Amts- bzw. FunktionsträgerInnen in der Frühen Neuzeit (S. 11–20) und zum Wiener Hof (S. 21–28) einer ausführlichen Beschreibung der Quellenbasis (S. 29–88). Die Ämterstruktur in den einzelnen Hofstaaten, die wiederum in Hofstäbe unterteilt waren, – Obersthofmeisterstab, Oberstkämmererstab, Obersthofmarschallstab und Oberststallmeisterstab – blieb, wie die Autorin und der Autor erläutern, seit dem

16. Jahrhundert weitgehend unverändert. In den Hofkalendern wurden diese Ämter und ihre TrägerInnen regelmäßig publiziert, sie dienten damit der Information über die aktuellen AmtsinhaberInnen sowie über Behördenstrukturen und Hierarchien. Die Supplikationen (Bittgesuche), die Eingang in die Hofparteienprotokolle fanden, verfolgten andere Zwecke, etwa die Aufnahme einzelner Personen in den Hofdienst oder einen Karriereschritt am Hof. Sie informieren über familiäre Netzwerke oder auch über Ausbildung und Qualifikation der BewerberInnen um Hofämter. Die Hofparteienprotokolle wurden herangezogen, um die Überlieferungslücken der Hofkalender zu schließen (1711–1714 und 1741–1744). Profitiert hat die Studie gewiss auch von der intensiven und klugen Auseinandersetzung Irene Kubiska-Scharls mit den Supplikationen der Wiener Hofbediensteten im Rahmen ihrer Masterarbeit, die mit dem Franz-Stephan-Preis ausgezeichnet wurde und deren Ergebnisse in den Band einfließen konnten.

Auf die einleitenden Beiträge des ersten Teils folgen thematische Annäherungen: Beleuchtet wird die Frage, wie sich die Hofämter historisch entwickelten, wie sich die Hofstaaten des Kaisers, der Kaiserin, der Kaiserinwitwen und der „jungen Herrschaften“ zahlenmäßig, nach Geschlechtern und sozialer Herkunft zusammensetzten (S. 89–114), wann ein Hofstaat einzurichten und wann wieder aufzulösen war (S. 115–140), welche Familien und sozialen Gruppierungen Aufnahme in den Hofdienst fanden, auf welche Weise ein Aufstieg am Hof möglich war (S. 157–164; S. 193–208) und wie sich der Ausstieg und die Altersversorgung für Männer und Frauen aus den Hofstaaten gestaltete (S. 209–230). In einem eigenen Kapitel wird das in der Forschung bislang kaum untersuchte Amt des Hofkontrollors betrachtet. Dieser übte neben dem Obersten Hofküchenmeister eines der wichtigsten Wirtschaftsämter aus und verfügte über weitreichende Kompetenzen im Bereich von Küche, Keller, Lichtkammer und Futtermittelleinkauf. Wie der Autor und die Autorin herausarbeiten, konnte sich die Familie Gaun über vier Generationen in diesem Tätigkeitsfeld etablieren (S. 165–180).

Neben den Beiträgen des Verfassers und der Verfasserin, die namentlich nicht gekennzeichnet sind, also offenbar von Irene Kubiska-Scharl und Michael Pözl gemeinsam geschrieben wurden, finden sich zwei Gastbeiträge. Diese sind aus einem Seminar an der Universität Wien hervorgegangen, das sich im

Sommersemester 2012 auf der Quellengrundlage der Hofparteiprotokolle mit „Wegen der Gnade am Wiener Hof der Neuzeit“ befasste. Yasmin-Sybille Rescher untersucht die Ablegung der Amtseide am Wiener Hof anhand der überlieferten Eidbücher. Sie stellt zeremonielle Differenzen fest, die die Ränge der Eidablegenden widerspiegeln, aber auch fehlende Eidesformeln für manche Ämter, die die Frage aufwerfen, ob diese bloß nicht überliefert sind oder ob die niederen Positionen des Hofpersonals von der Eidpflicht ausgenommen waren (S. 141–155). Maximilian Maurer beleuchtet in seinem Aufsatz die Position des Hofquartiermeisters, die normativen Anforderungen, die mit dieser für die Unterbringung des Hofpersonals zuständigen Stelle verbunden waren und die faktischen Kriterien der Auswahl eines geeigneten Kandidaten (S. 181–192).

Das abschließende Orts- und Personenregister (S. 741–756) erleichtert den LeserInnen die gezielte Suche nach Einzelpersonen oder bestimmten Orten im ersten Teil des Bandes, die Personen und Orte im zweiten Teil sind allerdings nicht erfasst. Das umfangreiche Literaturverzeichnis (S. 237–292) lädt zur vertiefenden Lektüre zu einzelnen Fragestellungen ein. So lesenswert, verständlich und sinnvoll die Ansammlung der informativen Aufsätze in Buchform ist, es bleibt zu hoffen, dass zumindest die Listen im zweiten Teil des Buches in nicht allzu ferner Zukunft online abrufbar und damit einer größeren LeserInnenschaft verfügbar sein werden.

*Susanne Hehenberger (Wien)*

□